

Durch Urwald
und Grasland in Kamerun

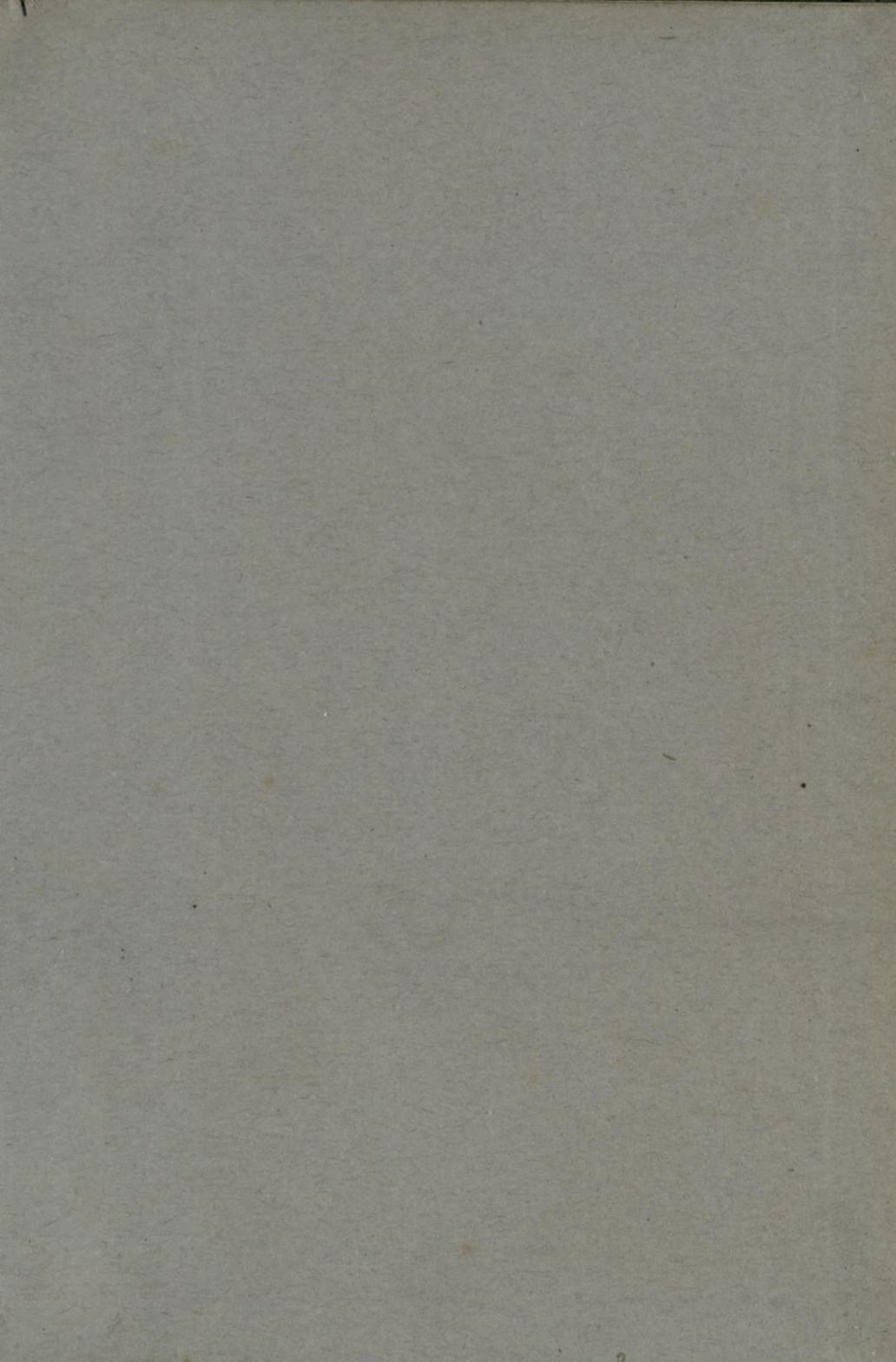
4 689

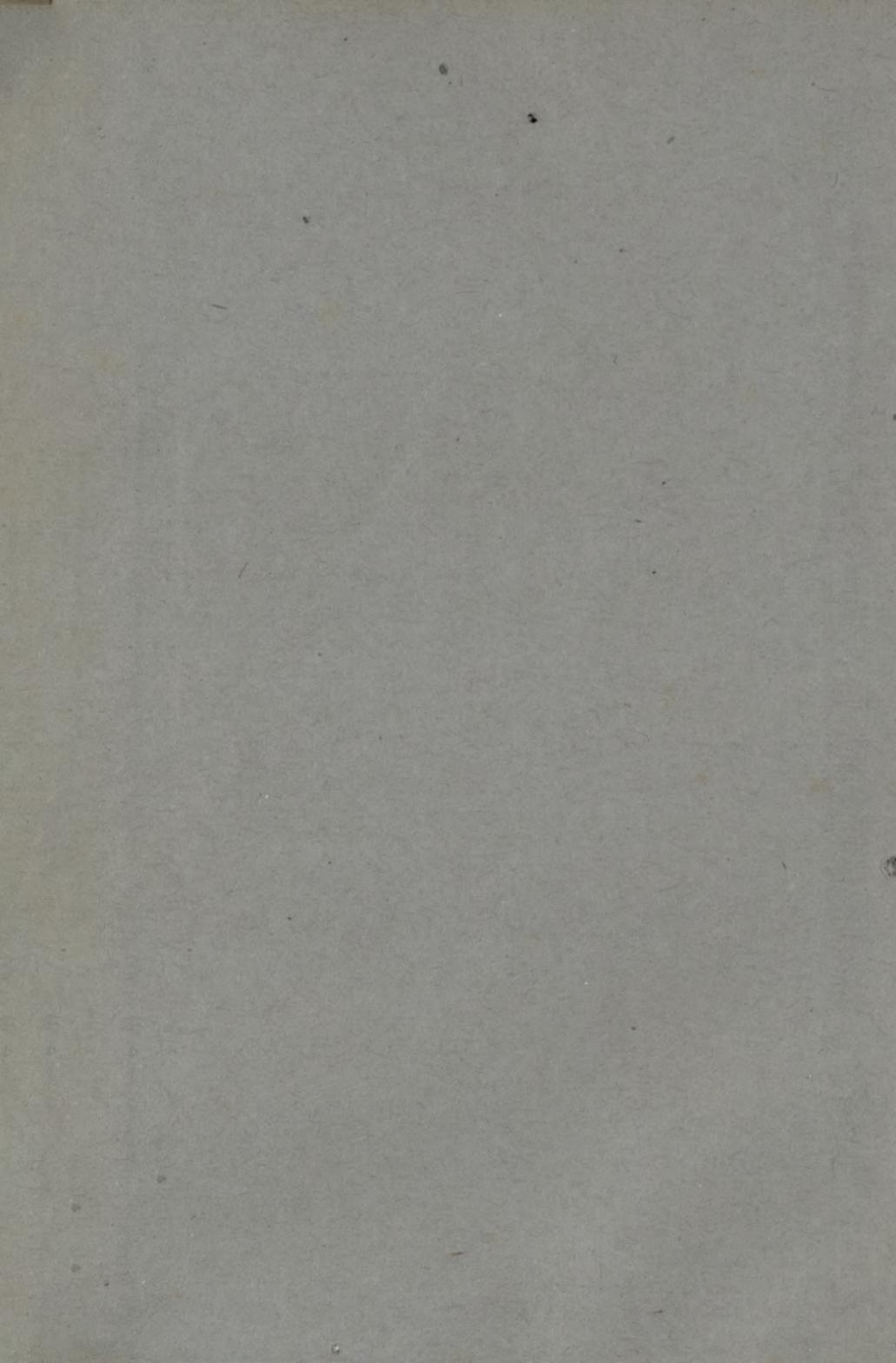


Von

Emil Sembriski

Sh 9







Dem ehrenvollen Tod fürs Vaterland starben
die folgenden Mitarbeiter dieser Sammlung:

Oberlehrer Dr. **Gustav Berkhan** (Oberrealschule
in Eppendorf-Hamburg), Oberleutnant und
Adjutant im 1. bayerischen Infanterie-Regiment
„König“. Inhaber des Eisernen Kreuzes. Ge-
fallen am 13. Oktober 1914;

Professor Dr. **Johannes Diege** (Gelehrtenschule
des Johanneums in Hamburg), Oberleutnant u.
Kompagnieführer. Gestorben im Lager Osterrade
am 2. Juni 1915 infolge eines Unglücksfalles;

Oberlehrer Dr. **Heinrich Deo** (Realgymnasium
in Vegesack bei Bremen), Hauptmann d. Res.
u. Kompagnieführer. Inh. des Eisernen Kreuzes
u. des Rudolstädter Schwerterordens. Gefallen
am 26. April 1915 bei les Eparges;

Schriftsteller **Hermann Böns** (Hannover). Ge-
fallen als Kriegsfreiwilliger am 27. September
1914 vor Reims;

Professor Dr. **Konrad Wislicenus** (Städt.
Klinger-Oberrealschule zu Frankfurt a. M.).
Gestorben am 19. April 1915 im Lazarett zu
Meschede.

Die Leser ihrer Bücher werden mit dem Heraus-
geber und dem Verlage die Verstorbenen durch
ein treues, dankbares Gedenken ehren.

Ende Juli 1915.

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften

begründet und herausgegeben

von

Hans Vollmer

Band 57







Das neue Victoria.

1923. 1001.

Durch Urwald und Grasland in Kamerun

----- Kameruner -----
Geschichten und Bilder
--- für jung und alt ---

von

Emil Sembriški

Fr. Leiter der Gouvernementschule für Eingeborene
zu Viktoria in Kamerun.

Mit 11 Abbildungen, einer Karte und 3 Kartenskizzen

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5166093

Berlin-Wilmersdorf
Hermann Paetel Verlag
G. m. b. H.

lib. podr.
Kamerun.

Alle Rechte vorbehalten



4689

Zbiornica
Księgozbiorów Zabezpieczonych
w Sialnogrodzie

Mitteilungen und Anfragen, soweit sie die Redaktion betreffen, sind zu richten an Direktor Professor Lic. Hans Vollmer, Hamburg 37, Klosterallee 23. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das Porto für eventl. Rücksendung beizufügen.

N-4510484

NH-64827/TMK

Vorwort.

Die Niederschrift der Urwald- und Graslandskizzen aus Kamerun wurde zu Anfang des Sommers 1914 vollendet. Die Welt atmete tiefen Frieden; eine deutsche Reisegesellschaft von Personen aller Stände fuhr nach Ostafrika hinaus, um den blühenden Zustand einer unserer Kolonien mit eigenen Augen zu schauen. In Kamerun wurde der Bau einer großen Eisenbahn in den weiten Süden des Schutzgebietes und die Ausgestaltung seiner Hauptstadt zu einem gesunden Welthandelsplatze in Angriff genommen. Da kam der Krieg; rachedürstende Franzosen und welt-herrschaftsgierige, neidische Briten trugen den Kampf wider Erwartung und unter Bruch des Kongovertrages auch in den schwarzen Erdteil. Das Erscheinen des Buches verzögerte sich; doch gereichte dieser Aufschub dem Werke zum Vorteil. Der Verfasser konnte dem Alten ein Neues hinzufügen: die Schilderung des Kriegsverlaufes in Kamerun. Wendungen, die die Besitzfreudigkeit von 1914 zum Ausdruck bringen (z. B. S. 19, 137 und 141), wurden belassen, da die Skizzen eben den gesegneten Zustand der Kolonie vor dem Kriege zeigen sollen. Zugleich möge diese selbstbewußte Fassung ein Protest gegen den Raub sein. Kamerun, das herrlichste Tropengebiet, bleibt im Geiste und im Herzen unser und muß uns wiedergegeben werden! Diese Rückerstattung wird nicht nur von der deutschen weißen, sondern auch von der kamerunischen schwarzen Jugend gefordert.

Charlottenburg, am Gedenktage des Weltkriegsanfanges,
den 31. Juli 1919.

E. Sembriski.

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

Im regenreichen Urwaldgebiete Kameruns.

	Seite
Kindliche Vorstellung von Kamerun	5
Der erste Missionar in Kamerun	9
Ist es wahr, daß wir nur bekommen haben, was England und Frankreich nicht nehmen wollten? (Gründung der ersten deutschen Faktorei. Erwerbung des Küstenlandes.)	11
Der Hauptort Kameruns	17
Vom Dualahaff zum Sanaga und nach Viktoria	22
Das Küstengebirge	29
Buea und Engelberg	32
Aus dem Regen in die Traufe	35
Von Wasserfällen	36
Mit dem Dampfroß ins Innere Kameruns	38
Die Tierwelt im Urwaldgebiete	40
Regen, Hitze und Gewitterstürme	56
Von Urwaldleuten (Duala, Bakwiri, Bassa, Bakato, Menschenfresser, Böse Geister und Fetische, Buleland, Was die Eingeborenen anbauen)	63
Wie es im Urwalde aussieht	98

II. Teil

Im Grasland von Kamerun.

	Seite
Völker und Sitten (Bali, Njonga und Njoha, Jaunde, Wute, Vantu, Sudanneger und Fulbe, Etwas vom Zungezerbrechen)	102
Bilder aus der Tierwelt des Graslandes	119
Vom Wetter im Graslande	124

III. Teil

Groß-Kamerun.

Der Name „Kamerun“	129
Wie Groß-Kamerun erworben wurde (Alt- und Neu-Kamerun)	130
Von den Missionsgesellschaften	135
Was bekommen wir aus Kamerun?	137
Wie man die Eingeborenen im Zaum hält (Verwaltung)	141
Schulbilder aus Kamerun	143
Kameruns Schicksal im Weltkriege	156

I. Teil

Im regenreichen Urwaldgebiete Kameruns.

Kindliche Vorstellungen von Kamerun.

Kamerun, wie klingt das Wort mir so vertraut! Ich war ein vierzehnjähriger Knabe, als ich einmal von einem Gespräche lebhaft ergriffen wurde, das mein Vater mit dem ehrbaren Handwerksmeister Michael führte. Unser Bismarck habe in Afrika einige Länder erworben, und es sei sehr vorteilhaft, wenn wir Deutsche wie die Engländer Kolonien besäßen. Nun würden wir Kaffee und Zuder aus unsern eigenen Gebieten beziehen und könnten den Schwarzen mancherlei Erzeugnisse verkaufen. Über Größe und Einwohnerzahl der erworbenen Landstücke wisse man noch nichts Bestimmtes. Wenn einige der pechtrabenschwarzen Kameruner nach Deutschland kämen, würde man große Augen machen.

Noch im selbigen Jahre 1884 kaufte mein Vater eine Broschüre, die den Titel führte: „Die deutsche Kolonie Kamerun“. Er las sie, wie ich wahrnahm, mit großem Interesse und erzählte uns Kindern viel von dem Gelesenen. Darnach durfte ich das Werk genauer „durchstudieren“. Besonders gefiel uns allen die dem Büchlein beigegebene farbige Karte. Ich besitze sie noch heute, und so oft ich sie betrachte, durchzieht mich lebhafteste Freude über die kindlichen Kolonialstudien im Elternhause.

Jener Karte gleicht die in diesem Buche befindliche Skizze Nr. 1 mit der Unterschrift: „Der Kamerunfluß“. Einstmals zeigte ich sie auch dem vorhingenannten Meister Michael. Er gab seiner Bewunderung darüber Ausdruck, daß in Kamerun so viele Städte beieinander lägen und jede von ihnen einem Könige gehöre. Ich erlaubte mir, ihm zu erklären, daß es wahrscheinlich nur Marktflecken seien, die in unserer Gegend vielfach ebenso „Stadt“ genannt werden. Da entdeckten wir aber in der rechten oberen Ecke der Karte bei dem Namen Makembe die Bezeichnung: „Großer Marktfleck“. „So sind es doch richtige Städte, die hier vorn am Flusse liegen“, versetzte Michael triumphierend; „die Kameruner verstehen vielleicht besser Häuser in die Welt zu stellen als mancher deutsche Maurermeister.“ Ich bemerkte: „Wenn die Schwarzen gute Häuser zu bauen verstehen sollten, so haben sie es nicht aus sich selbst, sondern von den Missionaren“. Darauf erfolgte die Einwendung: „Unmöglich, dort sind doch noch keine Missionare; erst jetzt, da Deutschland Kamerun genommen hat, werden vielleicht etliche hinausgesandt werden; außerdem verstehen die Missionare wohl etwas von Religion, aber nichts vom Hausbau.“ Wiederum ich: „Sehen Sie nur genau hin; hier bei König Akwa's und dort bei Sidory's Stadt finden wir Missionshäuser buchstäblich verzeichnet.“ Meister Michaels Erstaunen war groß, und er wollte nun wissen, seit wann die Mission denn schon in Kamerun wirke. Ich gab ihm die Auskunft, daß es mindestens seit 1873 der Fall sein müsse; mein Blick war nämlich zufällig auf die Jahreszahl gefallen, die unter den Namen der Zeichner der Karte stand. Nun lasen wir auch die andern Angaben und fanden

meine frühere Behauptung bestätigt, daß die „Städte“ laut Zeichenerklärung nichts weiter als Dörfer seien. Ferner stellten wir fest, daß „Kamerun“ doch eigentlich nur eine kleine Landschaft im Urwalde sei, daß auf den Schlamminseln niemand wohnen könne, daß die „Könige“ Sklaven halten, daß das Bergdorf Ndofofi wie ein aufgehender Mond aussehe, und daß Lühder und Reichenow, die die Karte an Ort und Stelle „aufgenommen haben“, kühne Männer gewesen seien.

Als ich darauf unserm Freunde Michael erzählte, nach dem Büchlein gebe es in der Kolonie Schlangen-, Haar- und Nashornvögel, Geieradler, Löwen, Elefanten, Krokodile, Flußpferde, Erdschnecken und Menschenfresser, bemerkte er zusammenschauernd: „Dann ist es doch besser, in Preußen zu leben als unter dem vielen Ungeziefer in Kamerun.“ Am Schlusse unseres „Kolonialstudiums“ bespöttelten wir noch die Titel der schwarzen Häuptlinge; die Eingeborenen hätten wohl gar keine Ahnung, daß ein richtiger König ein großes Reich besitzen müsse; mit Recht könne sich ja nach Negerart unser Dorfschulze „König Bissio“ und unser Ort Jorkowen „König Bissios Stadt“ nennen.

Was dachte ich mir damals als Knabe über Recht oder Unrecht der Erwerbung des Gebietes von Kamerun? Nun, ich hatte gelesen, daß man mit den „Königen“ übereingekommen war, „ihr Land“ unter die Regierung unseres Kaisers zu stellen; die Wirkung dieser Abmachung werde die folgende sein: Die „deutschen“ Schwarzen können fortan ruhig Handel treiben und brauchen keine Furcht vor ihren Feinden zu haben. Sie erhalten von uns nützliche Sachen, z. B. Lampen und Streichhölzchen; auch bringt

man ihnen eine gute Religion, so daß sie unter unserer Herrschaft sich glücklich fühlen dürften. Also sind die Leute, die da sagen, wir hätten den Kamerunern durch die Besitzergreifung Unrecht getan, im Irrtum.

Über den Nutzen der neuerworbenen Kolonie bildete ich mir, besonders an der Hand eines Artikels in der „Gartenlaube“, folgende Ansicht: Kamerun ist reich an Öl; es wachsen dort Tausende von Ölpalmen. Wohl brauchen die Neger das Palmöl für sich selber zum Baden und Braten; aber sie gewinnen so viel davon, daß sie noch eine Masse an die Weißen verkaufen können. Bei dem Ölhandel verdienen auch unsere Kaufleute ein schönes Stück Geld. Das Öl verwendet man in Deutschland wahrscheinlich zu Speisezwecken, vielleicht auch nur als Maschinenöl; daß es hauptsächlich als Zusatz zum Fett bei der Seifenbereitung diene und die Seife billiger mache, davon wußte ich damals nichts. Ob die Früchte der Ölpalmen gleich unseren Äpfeln und Birnen zur Freude der Kinder vom Baume herunterfallen? Dem ist nicht so, da, wie ich gelesen, die Ölpläumen in großen Büscheln oder Trauben bei einander sitzen und fest zusammenhalten; sie müssen erst mühsam heruntergeholt werden.

Was haben die Kameruner wohl noch mehr zu verkaufen? Nun, Holz aus dem Urwalde. Wenn sie aber keinen Holzhandel treiben, so hat das, sagte ich mir, zwei Gründe. Erstens fürchten sie sich, in den Urwald zu gehen, weil dort Raubtiere hausen, und zweitens fällen sie keine Bäume infolge des Mangels an passendem Handwerkszeug, z. B. Äxten und Sägen. — Als Waldkind kam ich auch auf den Gedanken, die Leute müßten Tiere erlegen und die ausgestopften Bälge an uns verkaufen; falls sie

es täten, würde ich sofort meinen Vater bitten, einen Sonnenvogel zu erstehen, weil ein solcher am prächtigsten aussehe, goldglänzend wie die Sonne. Jedoch war ich mir bewußt, daß es gefährlich sei, den Negern Flinten in die Hand zu geben, da sie dann vielleicht einmal, aufgehetzt, auf die Weißen schießen würden.

Bezüglich der Größe Kameruns hoffte ich, daß Bismarck noch mit anderen Häuptlingen Verträge abschließen und die Kolonie vielleicht auf den Flächeninhalt einer preussischen Provinz bringen werde!

Richtiges und Unrichtiges mischte sich in den Urteilen eines Kindes über Kamerun.

Der erste Missionar in Kamerun.

Der erste Missionar in Kamerun war ein Engländer, Alfred Saker (sprich Sehler), ein Apostel der Baptisten-Missionsgesellschaft in London. Saker hatte bereits einige Jahre auf der Insel Fernando-Poo vor den Toren Kameruns gewirkt, als er erkannte, daß sich ihm drüben auf dem Festlande ein bedeutenderes Arbeitsfeld darbiete. Mit seiner Gattin fuhr er 1845 das Dualawasser hinauf und ließ sich in Akwa's Dorf nieder. Zwar begrüßten ihn die Eingeborenen mit Freuden, da sie glaubten, der Weiße werde ihnen mancherlei gute Sachen bringen; als aber Saker verlangte, daß sie fleißiger sein, mehr Erfrüchte anbauen und Ziegel brennen sollten, erklärten sie: „Nur Sklaven brauchen zu arbeiten.“ So mußte sich der Missionar jahrelang mit einem kleinen, von ihm selbst gezimmerten Wohnhäuschen begnügen. Unermüdllich erlernte er die

Dualasprache und verfaßte alsbald eine Duala-Bibel, mit deren Hilfe er Wißbegierige in die Lesekunst einführte. Sein Ziel war, die Leute zum Lesen der Bibel zu befähigen. Jedoch gab es damals noch kein Gotteswort in der Dualasprache; daher unternahm Safer die schwierige Arbeit der Bibelübersetzung, die er jährlich um ein Stück förderte. Er predigte oft, am liebsten unter einem schattigen Baume, und hatte schließlich die Freude, einige Akwaleute taufen zu dürfen. Diese ersten Christen zeigten sich bereit zu arbeiten. Unter der Anleitung des Missionars brannten sie Ziegelsteine und errichteten ein festes Missionshaus und eine massive Kapelle. Ebenso wie das Maurerhandwerk lernten einige Eingeborene durch Safer auch etwas von der Schreinerei, Tischlerei und Schneiderei und bauten sich selbst wohnlichere und gesündere Hütten. Nicht nur in Akwa's Dorf, sondern auch in Bell's Stadt und drüben in „Hidornytown“ bildeten sich mit der Zeit kleine Baptistengemeinden. Jetzt wurden dem tapferen Missionar von London Gehilfen gesandt, und diese dehnten ihre Tätigkeit auch auf die Bimbia-Halbinsel aus. Daneben bestand noch immer die alte Baptistengemeinde auf Fernando-Poo. Weil diese von den Spaniern hart bedrängt wurde, kaufte Safer 1858 kurzer Hand vom Häuptling von Bimbia ein Stück Land an der Ambasbucht und siedelte darauf etwa zwanzig Familien der Verfolgten an. Den neuentstehenden Ort nannte er zu Ehren seiner Königin: Viktoria.

Nach dreißigjähriger unermüdlicher Tätigkeit mußte Safer infolge zerrütteter Gesundheit sein geliebtes Arbeitsfeld an den Mündungen der Kameruner Flüsse für immer verlassen. Aber auch daheim in England sorgte er noch

weiter für das Wohl der schwarzen Brüder in Afrika. Seine letzte Predigt auf einer Missionsversammlung in Glasgow schloß der Missionar mit den Worten: „O, daß ich noch ein Leben hätte, um noch einmal nach Afrika hinauszugehen!“ Er starb 1880.

Hat Meister Michael Recht gehabt zu behaupten, erst die Deutschen würden Missionare nach Kamerun senden? Und wie grundverkehrt war doch seine Ansicht, daß „die Missionare wohl die Religion, aber kein Handwerk verständen?“

Ist es wahr, daß wir nur bekommen haben, was England und Frankreich nicht nehmen wollten?

Gründung der ersten deutschen Faktorei in Kamerun. Erwerbung des Küstenlandes.

Mit der Erwerbung Kameruns ist der Name Boermann aufs innigste verbunden. Kaufmann Karl Boermann in Hamburg knüpfte als erster Deutscher im Jahre 1849 eine dauernde Handelsverbindung mit Westafrika an, die sich jedoch anfänglich nur auf den 1820 gegründeten Negerstaat Liberia beschränkte. Es wurden Segelschiffe ausgesandt, die die verschiedenen Küstenorte, z. B. Monrovia und Kap Palmas, besuchten und dort europäische Güter gegen afrikanische Produkte eintauschten, die damals fast ausschließlich aus Palmöl und Elfenbein bestanden. Die Schiffe blieben so lange an der Küste von Afrika, bis ihre ganze Ladung verkauft war. Zur

Erleichterung des Handelsgeschäftes errichtete Woermann bald feste Stationen an Land, so daß die Schiffe nicht mehr als fliegende Faktoreien, sondern lediglich zur Beförderung der Güter benutzt wurden.

Als 1857 die Bremer Firma Vietor einen wohlgelungenen Versuch der Gründung einer Handelsniederlassung auf der Goldküste (Keta) gemacht hatte, dehnte Woermann gegen Mitte der sechziger Jahre seinen Handelsbetrieb nach Unter-Guinea aus, und zwar zuerst nach Gabun, der Küste des heutigen Neu-Kamerun und des spanischen Zwischengebietes Muni, alsdann im Jahre 1867 nach Duala, wohin auch englische Segelschiffe kamen. Auf dem Wuriflusse wurden vor Bell- und Atwa-Stadt alte, abgetakelte und mit Schutzdächern versehene Schiffsrümpfe, „Hulks“, vor Anker gelegt und durch Laufftege mit dem Ufer verbunden, um als schwimmende Faktoreien zu dienen. Auf diesen seltsamen Archen, die ihre Stellung je nach Ebbe und Flut änderten, fühlten sich die britischen und deutschen Kaufleute vor dem Malariafieber und vor räuberischen Überfällen der Eingeborenen sicherer als am Lande. Doch wurden nach kurzer Zeit auch feste Stationen am Strande errichtet. 1879 sandte Woermann das erste deutsche Dampfschiff („Mline Woermann“) nach Westafrika und gründete weitere Faktoreien in Bellstadt und Viktoria, sowie in Malimba und anderen Orten der Batangaküste. In Atwastadt hatten schon 1875 die Kaufleute Janzen und Thormählen eine neue deutsche Faktorei eröffnet. In demselben Jahre 1879 baten die Häuptlinge Bell und Atwa England um Uebernahme der Schutzherrschaft über die Dörfer am Wuriflusse und wiederholten die Bitte zwei Jahre später,

beidemale ohne Erfolg. England wollte in dem gefährlichen Sumpfsgebiete, das damals nur verhältnismäßig unbedeutenden Handel trieb, keine Kriegsschiffe stationieren.

Nun gingen die deutschen Kaufleute — Faktoreileiter Schmidt von der Firma Woermann und Bock von der Firma Jansen und Thormählen — vor. Sie überzeugten die Häuptlinge sämtlicher Dualadörfer am Wuri, daß ein Vertrag mit Deutschland für sie vorteilhafter sei als ein solcher mit England, und baten die Reichsregierung, das Protektorat nicht nur über die Dualalandschaft sondern auch über die Halbinsel Bimbia und das Mündungsgebiet des Sanagaflusses zu übernehmen und auf Fernando-Poo, das Spanien zu verkaufen beabsichtigte, eine Flottenstation für ein deutsches westafrikanisches Geschwader zu gründen. Nach Anhörung der Handelskammer in Hamburg zeigte sich Reichskanzler Fürst Bismarck sofort geneigt, dieser Bitte zu entsprechen, und beauftragte im Mai 1884 den Generalkonsul Nachtigal, auf dem Kriegsschiffe „Möwe“ nach Westafrika hinauszugehen und in freien Gebieten die deutsche Flagge zu hissen.

Nach Erwerbung Logos, Anfang Juli 1884, dampfte Nachtigal auf der „Möwe“ nach Duala ab. Es war hohe Zeit, daß der deutsche Bevollmächtigte in Kamerun eintraf, denn die Engländer hatten alle Mittel — Überredungskünste, Drohungen und Versprechungen — angewandt, um die Häuptlinge von dem Abschluß eines Schutzvertrages mit Deutschland abzuhalten; der englische Konsul von Bonny sollte demnächst in Duala eintreffen und den „Kamerunern“ das von ihnen schon 1879

erbetene brittische Protektorat bringen. Doch die Häuptlinge blieben fest und waren nicht minder als die deutschen Kaufleute froh, als die „Möwe“ am 12. Juli auf der Reede von Duala eintraf. Nach Unterzeichnung der Schutzverträge hißte Generalkonsul Nachtigal am 14. Juli auf der Johplatte vor Bellstadt unter dreimaligem Kaiserhoch, in das auch die Eingeborenen lebhaft einstimmten, und unter Kanonenschüssen und Gewehrsalven die deutsche Kriegsflagge. Nach dieser Feier in Bellstadt wurde eine solche in ganz gleicher Weise in den Dörfern der Häuptlinge Akwa und Dido vorgenommen. In einem Rundschreiben sprach Nachtigal die Hoffnung aus, daß das bisherige gute Einvernehmen zwischen Deutschen und Engländern in diesem Gebiete auch ferner bestehen werde. Auch die englische Baptistenmission wurde von der Besizergreifung verständigt und des ungestörten Fortgangs ihrer Tätigkeit versichert.

Als nach fünf Tagen ein englisches Kanonenboot in den Kamerunfluß einlief, war es zu spät. Wütend fuhr der britische Konsul davon. Bis zum 24. Juli hißte Nachtigal auch in Bimbia, Klein-Batanga, Plantation und Kribi die deutsche Flagge, nachdem vorher mit den dortigen Häuptlingen Verträge abgeschlossen worden waren. In Groß-Batanga unterblieb eine Flaggenhißung, weil Frankreich auf die Küste südlich von Kribi ältere Ansprüche zu haben behauptete. Bezüglich Viktorias erklärte England, daß dieser Ort mit seiner näheren Umgebung als Gründung der englischen Baptistenmission, ohne Oberhoheit eines Häuptlings, selbstverständlich unter britischem Schutze stehe. Nachtigal bestimmte seinen Begleiter Dr. Buchner zum vorläufigen Gouverneur, d. h.



Duala. Landungsbrücke. Im Hintergrunde die Zoffplatte.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

Verwalter von Kamerun und ging alsdann auf der „Möwe“ nach Südafrika, um Länderland für Deutschland in Besitz zu nehmen. So kam die Küste von Bimbia bis Kribi unter deutsche Herrschaft, und man übertrug den Namen Kamerun auf den ganzen Küstenstrich.

Nun erwäge, Freund, ob etwa der Häuptling Akwa, der Schulze seines Dorfes, das Recht hat, sich ohne eine besondere Ernennung durch unsern Kaiser „König“ und einen seiner Söhne „Kronprinz“ von Kamerun zu nennen. Wie lächerlich ist das! Und dennoch waren selbst 15 Jahre später die Verhältnisse Kameruns so wenig bekannt, daß man in Kiel einen Sohn Akwas, der sich dreisterweise Visitenkarten mit dem Aufdrucke: „Mpundo, Kronprinz von Kamerun“ hatte anfertigen lassen, als wahrhaftige „Königliche Hoheit“ anredete und verehrte! Dabei lernte der Bursche die Schlosserei.

Die hohen Titel haben die eingeborenen Häuptlinge Afrikas von der spaßigen Art der Engländer, alle Regier, die angeblich über ein Volk herrschen und die ihnen von Nutzen sein können, mit dem Schmeichelnamen „King“, d. h. König zu bezeichnen. Es klang doch viel rühmlicher, wenn ein englischer Kaufmann daheim erzählte, er habe in Afrika mit 20 oder 30 Königen Handel getrieben! Einem neugeborenen „King“ am Kalabarflusse (westlich von Rio-del-Rey) hatte die englische Regierung einen feinen Wagen geschenkt. Da es aber in seiner ganzen „Stadt“ keine Spur von einer Straße gab, so ließ die schwarze Majestät sich im Wagen von ihren Sklaven tragen! Angetan aber war sie bei ihren Besuchen bei Weißen mit Trifottnachtzeug. Daß ein „King“ oder ein „Kronprinz“ etwas bedeuten, haben die Regier erst

in Europa gelernt; früher trugen sie ihre Titel harmlos, ohne lächerliche Einbildung.

Wie kommt es, daß die schwarzen Häuptlinge den Schutz einer europäischen Macht wünschen? Einzig der Eigennuß treibt sie zu dem Schritt. Sie wollen bei der Sache für ihre Person Vorteile heraus schlagen. Kommen wir auf Akwa und Bell zurück, so ist folgendes bezüglich ihrer Bitte um eine Schutzherrschaft zu berichten: Beide Häuptlinge waren Großhändler, die die Waren, die sie von den Hults bezogen, bei weiter im Inlande wohnenden Stämmen mit doppeltem, ja sechsfachem Gewinn verkauften. Nun fürchteten sie, daß diese Inlandvölkerschaften eines schönen Tages nach dem Kamerunflusse vordringen und bei den Weißen aus erster Hand viel billiger kaufen und sie so um ihren Buchergewinn bringen würden. Um ihr Vorrecht des Zwischenhandels behaupten zu können, zogen sie der Selbständigkeit eine gewisse Abhängigkeit von Deutschland vor. Übrigens glaubten sie, uns, wenn es ihnen paßte, wieder heimzuschicken zu können. Außerdem ließen die Häuptlinge Geld oder Geldeswert, die ihnen für Abtretung kleiner Landstriche von Kaufleuten oder Missionen erstattet wurden, in ihre eigenen Taschen und Hütten wandern; die Untertanen hatten das Nachsehen.

Wann wurde Viktoria deutsch? Die Londoner Baptistische Missionsgesellschaft hatte die teure, fruchtlose Arbeit in Kamerun satt. Sie bot ihre Stationen der Baseler Evangelischen Missionsgesellschaft zum Kaufe an. 1887 kamen die Verhandlungen zum Ziel: Für 75 000 Mark ging der baptistische Besitz am Kamerunflusse und dazu der Ort Viktoria an der Ambasbucht in die Hände

der Baseler über. Gern hätten wohl die deutschen Baptisten die Stationen ihrer englischen Schwesternmission übernommen; allein sie besaßen damals nicht ausreichende Mittel zum Kaufe. Die Baseler Mission stellte nunmehr Viktoria mit Einwilligung der britischen Regierung unter deutschen Schutz, und da der Forscher Zöllner in den vorhergehenden Jahren, englischen Agenten vorausgehend, mit den bedeutendsten Häuptlingen der Bakwiri im Lobagebirge Schutzverträge abgeschlossen hatte, so wurde der wertvollste Teil des Küstenlandes, die Gebirgslandschaft zusammen mit Viktoria, deutsch. Seine Ansprüche auf die Rio-del-Reyküste hatte England schon 1885 aufgegeben; Deutschland mußte dafür auf Forkados an der Nigermündung und leider auch auf die Bucht Santa-Lucia in Südafrika verzichten. Mit letzterem Verzicht gaben wir Transvaal den Engländern preis.

Der Hauptort Kameruns.

Kartenskizze Nr. 2 zeigt wie Nr. 1 die Dörfer am Kamerunflusse. Sie tragen jedoch andere, ursprüngliche Eingeborenen-Namen. Wichtig sind die drei Hauptbezeichnungen: Bonanjo, Bonaku und Bonebela. (Nach englischem Muster: „Bell's, Akwa's und Dido's Stadt.“) Diese Dorfgebiete bilden zusammen den Hauptort des heutigen Kamerun: „Duala.“ Man betritt vom Schiffe zuerst eine Landungsbrücke und hat dann, insbesondere an einem heiteren Tage, den Anblick eines prächtigen Landschaftsbildes. Wir werden gewahr, daß hinter der nur wenig über dem Strome gelegenen Kette von euro-

päisihen, hell schimmernden Faktoreien ein höheres Ufer emporsteigt, auf dem sich in reizender Abwechslung feste Bauten, Wellblechhäuser und Negerhütten vom dunkeln Buschgrund abheben. Den höchsten Punkt im Dorfabteil Bonamandone ziert die erste Regierungsschule von Kamerun, die in demselben Jahre gegründet wurde, in dem die Baseler Mission das dortige Arbeitsfeld übernahm, 1887. In ihr werden eingeborene Schüler soweit ausgebildet, daß sie als Dolmetscher oder Schreiber im Post- und Verwaltungsdienste und als Kaufmannsgehilfen Verwendung finden können. Stromabwärts, rechts von Bonamandone, liegen auf der „Johplatte“, die man 1884 vom Häuptling Bell gekauft hat, sämtliche amtlichen, d. h. der Regierung gehörigen Gebäude, z. B.: Gouvernements- und Krankenhaus, Zollamt, Wohnungen von Beamten und Offizieren, und weiter zurück die Kaserne einer schwarzen Truppen-Kompagnie. Rings um den „Regierungspalast“ breitet sich ein Park aus, der an der westafrikanischen Küste seinesgleichen sucht, mit sauberen Kieswegen, bepflanzt mit schattigen Mango- und Brotfruchtbäumen; neben uralten Baumwollbäumen, üppigen Öl-, schlanken Kokospalmen und wucherndem Bambusgestrüpp findet man auch Gewächse aus aller Herren Ländern, von deutschen fleißigen Händen angepflanzt. Einige Denksteine erinnern an Nachtigal, Hauptmann Gravenreuth und den Matrosen Bugge. Gravenreuth fiel 1891 im Kampfe gegen die Buealeute, Bugge beim Sturm auf das Johdort.

Wir wollen zum Jahre 1884 zurückkehren. Auf der Johplatte war die deutsche Flagge gehißt worden. Die britische Regierung hatte das Nachsehen. Aber englische Kaufleute und ein britischer Vize-Konsul blieben nach wie

vor in den Kameruner Dörfern. Als die „Möwe“ mit Generalkonsul Nachtigal an Bord davonfuhr, hezten die Engländer die Häuptlinge des Joß- und Awadorfes auf, die Verträge mit Deutschland für nichtig zu erklären. Die deutsche Regierung sollte aus Kamerun heraus. Auch Bonaberi, jenseits des Flusses, verbündete sich mit Häuptling Joß. Häuptling Bell blieb den Deutschen treu. Ehe die Aufständischen größeren Schaden anrichten konnten, trafen glücklicherweise zwei Kriegsschiffe, „Olga“ und „Bismarck“, in Kamerun ein. Es wurden über 300 Matrosen gelandet, die das Joßdorf und Bonaberi erstürmten und niederbrannten. Nun erkannten die Verblendeten, daß der deutsche Kaiser nicht mit sich spaßen lasse. Daher sind sie fortan ruhig geblieben. Zum Danke für seine treue Haltung ist Bell später zum Oberhäuptling der Duala ernannt worden.

Im Laufe von 25 Jahren deutscher Regierung (1884—1909) hat sich das Häuser-, Wege- und Feldbild von Duala gewaltig verändert; in noch viel bedeutenderem Maße wird die Entwicklung des Ortes vor sich gehen, wenn erst der Eisenbahnbau zum Njong vollendet ist (etwa 1916). Ein Schwimmdock zur Ausbesserung von Küstenschiffen, eine Landungsbrücke, ein Kai, zahlreiche Faktoreien, drei Missionskirchen, ein Hotel, eine Markthalle, ein Bahnhof, ferner ein Fernspreknetz und Straßenbeleuchtung — alles ist vorhanden; kann man da nicht Duala nunmehr mit Recht „Stadt“ nennen? Sümpfe und Pfützen sind trocken gelegt, dem Regenwasser ist überall Abflußmöglichkeit gegeben; die Wohnungen für Weiße werden bereits vielfach aus Ziegelsteinen gebaut. So wächst sich Duala, das frühere „Fiebernest“, zu einem

verhältnismäßig gesunden Wohnorte für Europäer aus. Die baufälligen Negerhütten schwinden, und an ihre Stelle treten hier und da hübsche Häuschen aus Wellblech oder Ziegeln. Auf den wohlbekiesten Wegen lustwandelt am Abend die schwarze Jugend; selbst das Fahrrad mit eingeborenem Sportsmann auf dem Sattel ist keine seltene Erscheinung. Dampfer und Lokomotive fauchen und pfeifen, in den Docks wird gehämmert, von Schule und Kapelle tönt Glockenflang, — man glaubt, in einer deutsch-heimatlichen Seestadt zu leben; allein das Geschrei der Webervögel und die brütende Hitze führen zum Bewußtsein, daß wir uns in einem tropischen Orte im Urwaldgebiet befinden.

Bonanjo wird von Bonaku durch eine breite Schlucht getrennt, die von Regenschürzen in dem Lehmboden ausgewaschen worden ist. Um aber beide Orte zu verbinden, ist eine regelrechte Chaussee gebaut, welche die Schlucht in einem größeren Bogen nach dem Inlande zu umgeht. An dieser Fahrstraße finden wir rechts den Friedhof für Weiße und links eine Station der katholischen Ballottiner = Mission. In Bonaku haben die evangelische (Baseler) und die Baptisten = Mission ihren Hauptsitz.

Du fragst, wie es komme, daß neben der Baseler noch die „alte“ Baptistenmission fortbestehe; diese letztere sei doch in der Baseler Mission aufgegangen! Weit gefehlt! Missionshaus und =Grundstück waren verkauft worden, aber nicht die Gemeinden. Zwar sollten die Neger = Baptisten unter der Leitung der Baseler Mission stehen, aber sie fügten sich nur widerwillig. Schließlich sagten sie sich 1889 vollständig los und bildeten selbständige Gemeinden mit eigenen schwarzen Predigern; manche der Prediger waren in

England ausgebildet worden. Sie gewannen viel Anhang, da man Neuhinzutretenden vorläufig die Vielweiberei und das Branntweintrinken nicht verbot. Als deutsche Baptisten in Amerika von diesem Schritt ihrer Glaubensgenossen in Kamerun hörten, sandten sie ihnen weiße Missionare; allein auch diesen leistete man keine Gefolgschaft, weil man „frei“ sein wollte. Das Ende vom Liede war, daß im Jahre 1891 Kamerun eine ganz neue Mission erhielt, die von einer Baptisten-Missionsgesellschaft in Deutschland begründet wurde. Und das vorhin erwähnte Missionshaus in Bonafu gehört eben dieser neuen, nicht der „alten“ Baptisten-Mission. Einige der alten Gemeinden, so die zu Viktoria, hielten es für geraten, sich unter die neue deutsche Leitung zu stellen; aber noch gehen etliche ihre eigenen, unsicheren Wege. Die neue deutsche Baptisten-Mission dringt eifrig am Kamerunflusse vor und hat im „Hinterlande“ weitere Hauptstationen gegründet, z. B. Bonafwasi, Njantang, Ndogonji, Ndumba und Ngambe. Auch im Lobagebirge ist eine Station angelegt worden: Soppo. Baseler und Baptisten wirken einträchtig zusammen.

Seit 1914 geht der Hauptort Duala, in dem bereits 400 Weiße *) wohnen, einer weiteren Umwandlung entgegen: Es sollen die gesundheitlichen Verhältnisse der Stadt durch eine großzügige Ausgestaltung mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen Mark von Grund aus gebessert werden. Zunächst handelt es sich um die Beseitigung der Berührung von Europäer- und Eingeborenenwohnungen, sodann um Bau einer Wasserleitung und um Kanalisation der Europäerstadt. Im Verfolg dieses Planes kauft die Regierung allmählich alle Hütten im alten Duala,

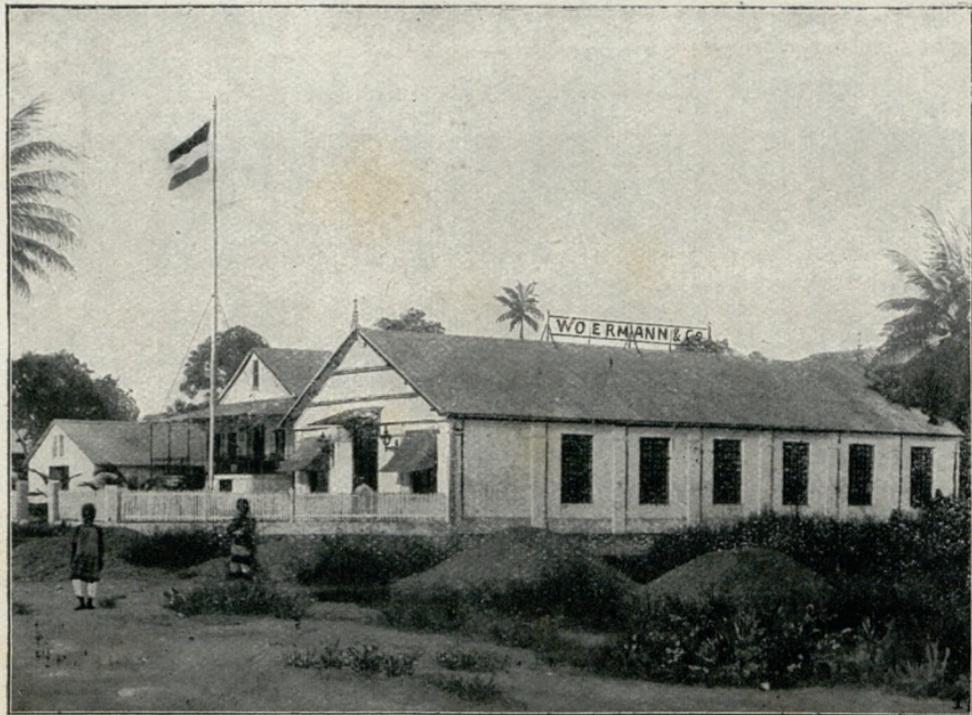
*) Ganz Kamerun zählt fast 2000 weiße Bewohner.

die wegen ihrer Unsauberkeit eine ständige Ansteckungsgefahr für die Europäer bilden, auf und weist den Eingeborenen neue Wohnsitze jenseits eines 1 km breiten „Malaria-streifens“*) an, wo, ähnlich den Verhältnissen in britischen und französischen Kolonien, ein neues, reines Negerviertel entstehen soll, dessen Straßen bereits in wohlerwogener Anordnung abgesteckt sind. Durch diese Verpflanzung der Küsten-Duala „in den Busch“ hofft man, die trägen Leute zu umfassenderem Feldbau zu bringen und dadurch zur Arbeit zu erziehen.

Vom Qualahaff zum Sanaga und nach Viktoria.

In das ahornblattförmige Kamerun-Haff münden Mungo, Wuri und Dibambu, wie etwa Oder, Ucker und Peene in das Stettiner Haff treten. Aber alle drei Flüsse sind für die Schifffahrt wenig wert, da sie Untiefen und Schnellen aufweisen. Nur der Wuri ist bis Zabassi, etwa 8 deutsche Meilen weit, schiffbar. Auf dem Haff können die großen Dzeandampfer bis auf die Reede von Duala gelangen. Das „Wasser der Duala“, (wie das Haff von den Eingeborenen genannt wird), ist so groß, daß in seinen Grenzen sämtliche Schiffe der Welt Raum fänden. Es

*) In der Nähe von Eingeborenenhütten finden die Moskitos in herumliegenden, Wasser haltenden Scherben, Büchsen und Flaschen geeignete Brutstätten. Da aber ein freies, trockenes Feld von ihnen nicht überslogen wird, so bietet der Streifen zwischen Duala-Stadt und Duala-Dorf den Weißen bei sorgfältiger Reinhaltung der Umgebung ihrer Wohnungen Schutz vor der Uebertragung der Malaria durch die „im Busch“ sich stark vermehrenden Anophelesmücken.



Woerman-Faktorei in Duala.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

kann als der beste Hafen der Westküste Afrikas angesehen werden.

Ein mächtiger Fluß, südlich vom Dualahaff, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist der Sanaga. An ihm liegt die Regierungsstation Edea. Diese kann man von Duala aus auf flachgehendem Dampfer durch den Kwakwa-Arm erreichen. Vom Meere aus ist die Einfahrt in den Sanaga nicht zu gewinnen, da sie durch Sandbänke verhindert wird, auf denen eine gewaltige Brandung steht. Eine derartige Brandung macht fast durchweg an der Westküste Afrikas das Landen unmöglich. Nur bei wenigen geschützten Buchten fehlt sie, so beim Dualahaff und bei der Ambasbucht; daher können hier die Schiffe hineinfahren und ruhig aus- und einbooten. An der Mündung des Sanaga finden wir den Ort Malimba, an der des Njong, weiter südlich, Klein-Batanga, wo 1884 die weiteren Flaggenhissungen stattgefunden haben. Kribi, Groß-Batanga und Kampo erinnern an den Wettlauf, den wir beim Erwerb Kameruns mit Frankreich anstrengen mußten. Diese „Batanga-Küste“ wurde erst 1885 deutsch. Um sie zu erhalten, mußten wir den Franzosen, die auf sie Anspruch erhoben, den Handelsplatz Konakri, südlich vom Senegal, wo unser Einfluß groß war, zusprechen.

Die deutsche Station in Edea sieht wie ein großes Rittergut aus. Hof und Ställe sind von Rindern, Schafen, Ziegen, Hühnern, Enten, Trut- und Perlhühnern bevölkert. Das Wohngebäude des Bezirksamtmanns liegt in einem schönen, wohlgepflegten Garten. Rings um das zweistöckige Haus läuft eine breite Veranda, die durch Jalousien geschlossen werden

kann. In einem Nebengebäude, zu dem ein verdeckter Gang führt, befinden sich Küche und Baderaum; dorthin sowie in die Wasserleitung wird das Wasser durch zwei Pumpen hinaufgetrieben. Vom Hause hat man einen entzückenden Ausblick auf den Fall des Sanaga. Das Rauschen des Flusses singt die Bewohner der Station und der „Stadt“ in den Schlaf. Sanaga und Ossa-See liefern eine Menge Fische und Krebse. Die Fischerei wird aber manchmal dadurch gestört, daß ein Krokodil die aufgestellten Netze zerreißt und sich die eingefangenen Fische holt. — In Edea befinden sich mehrere Faktoreien, ferner eine evangelische und eine katholische Missionsstation. Die Bevölkerung besteht aus Bakoko und Bassa. Regler Verkehr wird mit Lobetal, Marienberg und stromaufwärts mit Salebajeme getrieben. Zu den Markt- und Gerichtstagen kommen Hunderte vollbesetzter Kanus mit Fahnen Schmuck und unter Trommel- und Hörnerklang. Die Kanufahrt auf dem zur Regenzeit sehr reißenden Strom zeugt von der großen Rudergewandtheit der Anwohner.

Die Kameruner Südbahn ist 1912 bis Edea fertiggestellt worden. Über den Dibambu und den Sanaga mußten große Brücken gebaut werden. Edea, „Klein-Hamburg“, hat nun eine vierte Station, die Eisenbahnstation. Die Stadt wird mächtig aufblühen, besonders als Ausflugsort der Weißen von Duala. Welcher „Kamerunfahrer“ wird nicht in Zukunft auf bequeme Weise den berühmten Wasserfall von Edea besuchen!

Nun auf zur herrlichen Ambasbucht nach Viktoria! Rechts, kurz vor der Einfahrt, bleibt die Bimbia-Halbinsel liegen, auf der die Nsubu wohnen. Als im Jahre der

Besitznahme ein Engländer dem Häuptling William von Bimbia Vorwürfe machte, daß er statt mit England mit Deutschland einen Schutzvertrag geschlossen habe, versetzte der beleibte „King“: „Wer füllt uns das ganze Jahr den Bauch? Die Deutschen und nicht die Englischmänner.“ Die Ambasbucht hat ihren Namen wahrscheinlich nach den „Ambozern“, von denen ein portugiesischer Seefahrer, namens Cao, erzählt, der schon 1484, als er den Seeweg nach Ostindien suchte, dorthin gelangt ist. Aber auch dieser Cao ist nicht der erste Weiße, der unser heutiges „Kamerun“ gesehen hat; es ist vielmehr Hanno aus Karthago. Dieser berichtet, daß er auf einer Fahrt an der Westküste Afrikas (mehr als 400 Jahre vor Christi Geburt) eine Bucht besucht habe, an der von einem Gebirge feurige Ströme herabflossen, so daß dort eine gewaltige Hitze herrschte und die ganze Gegend in dichte Dünste gehüllt war; es kann nur die Ambasbai und das Lobagebirge gemeint sein. Die „Feuerströme“ waren vielleicht nichts weiter als Grasbrände, welche auch noch jetzt in der Trockenzeit an der Küste Rauchnebel verbreiten.

Viktoria hat infolge der Nachbarschaft des Meeres und des Gebirges eine beneidenswerte Lage. Seine Landschaften am Süd- und Ostabhange des Loba sind so voll Üppigkeit und Schönheit der Pflanzenwelt, wie sie kaum ein anderer Fleck der Erde aufzuweisen vermag. Im Jahre 1897 hatte der Ort nicht mehr als eine gepflegte Straße, die sich von der Landungsstelle an der Bucht entlang zum Botanischen Garten hinzog. Heute ist Viktoria eine Stadt mit vielen wohlgehaltenen Straßen, lustigen, hohen Häusern, einer Wasserleitung, einer Landungsbrücke, einem Eingeborenen-Hospital, einer neuen Eingeborenen-

schule, einem Hotel und drei Markthallen. Ein ehemaliger schwarzer Schüler schreibt mir: „Sie würden Viktoria nicht wiedererkennen, so viel schöner ist es geworden.“ Was war aber der Ort im Jahre 1884? Damals berichtete der Reisende Förster: „Viktoria ist eine aus wenigen erbärmlichen Hütten bestehende englische Missionsstation.“ Er fügte jedoch hinzu: „Dort sind mit gutem Erfolge Versuche mit dem Anbau von Kakaobohnen gemacht worden.“ Wie kommt es, daß (sich) in der kurzen Zeit von zwanzig Jahren ein elendes Dorf in ein schmuckes Städtchen verwandelt hat? Das hängt mit den erwähnten Kakaobohnen zusammen.

Die Abhänge und das Vorland des Gebirges sind äußerst fruchtbar. Sie bestehen aus verwittertem, tiefgründigem Basaltboden. Von seiner Fruchtbarkeit zeugt der üppige Urwald, in dem Jahrtausende hindurch riesenhafte Bäume wuchsen, alterten und ungenutzt stürzten und vermoderten. Nun hatten wohl einige Eingeborene neben ihren Hütten kleine Kakaogärten angelegt, nach dem Muster der Spanier auf Fernando-Poo. Aber es waren gar zu winzige Versuche. Da gelangte Viktoria 1887 in deutschen Besitz. Man erkannte bald, daß hier ein Kakaobau im großen möglich sei und einträglich werden könne, und beschloß, Gesellschaften zu gründen, die die Angelegenheit in die Hand nehmen würden. Allein erst im Jahre 1897 kam die Bildung der ersten Pflanzungsgesellschaft zustande, die von der deutschen Regierung westlich von Viktoria ein Gebiet von 15 000 Hektar kaufte und den Anfang mit der Anpflanzung jenes nützlichen Gewächses machte. Heute findet man am und im Lobagebirge folgende größeren Pflanzungsunternehmungen:

Die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria,
Die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Bibundi,
Die Moliwe=Pflanzungsgesellschaft,
Die Kautschukpflanzung Meanja,
Die Plantage Schelhäuser,
Die Idenau=Sanjepflanzung,
Die Debundscha=Pflanzung und
Die Bimbiapflanzung Woermann.

Diese Plantagen haben insgesamt bereits etwa 10 00 ha mit Kakaobäumen bepflanzt. *) Sie beschäftigen fast 10 000 eingeborene Arbeiter, die von 150 weißen Angestellten beaufsichtigt und zur Arbeit angeleitet werden.

Nach dem Vorbilde der deutschen Gesellschaften haben nun auch die schwarzen Viktorianer größere Kakaopflanzungen angelegt, die jedem Familienvater jährlich 1000 bis 4000 Mark einbringen. Hauptsächlich durch den Handel mit Kakao ist Viktoria groß und wohlhabend geworden; außerdem rührt die Entwicklung von den großen Märkten her, die hier regelmäßig zweimal in der Woche stattfinden und zu welchen Tausende von Eingeborenen zu Lande und zu Wasser anrücken, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und, beladen mit europäischen Sachen, als Zeugstoffen, Perlen, Wirtschafts- und Eßgeräten, Tabak und Salz, Zucker und Konserven, Spieldosen, Harmonikas und Taschenuhren, Spiegeln, Lampen und Laternen, Pulver und Rum, in ihre Gebirgsdörfer heimzukehren. Daher können in Viktoria drei große Faktoreien (Handels- oder Warenhäuser) gut nebeneinander bestehen. In regelmäßigen Fahrten legen deutsche und englische Dampfer an, die Waren aus Ham-

*) In jüngster Zeit pflegen die Pflanzungen am Lobagebirge auch die Kautschuk-, Kola-, Ölpalmen- und Bananenkultur.

burg, Bremen, Liverpool oder Glasgow bringen und die Produkte der Eingeborenen oder der Plantagen nach Europa befördern. Wer sich so Entwicklung, Handel und Wandel Viktorias vor Augen hält, wird ebenso wie bezüglich der Hauptausfuhrplätze Kribi und Duala zu der Erkenntnis kommen, daß die deutsche Besiznahme dem Lande zum Segen gereicht.

Ein Paradies.

In Viktoria bewundern wir den Botanischen Garten. Er liegt westlich von der Stadt, durch das Flößchen Limbe davon getrennt, das klare, kalte Wasser führt. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, dem erlaubt er, in dem Garten zu wandeln und seine Pflanzenwunder zu schauen. Natürlich ist der Garten von der deutschen Regierung angelegt worden. Er soll erproben, welche Gewächse im Küstengebiet Kameruns gut gedeihen. Aus allen Ländern der heißen Zone sind hier Bäume, Sträucher und Stauden vereinigt; wir schreiten auf stillen, wohlgepflegten Wegen und Stegen, von Märchenpracht und balsamischen Düften umgeben, sinnend dahin. Die wichtigsten in diesem Paradiese am brausenden Meere angebauten Gewächse sind die verschiedensten Kautschukbaum-, Kakao- und Palmensorten, ferner Gewürzpflanzen, z. B.: Pfeffer, Vanille, Zimmet, Gewürznelken und Muskatnüsse. Die Versuche mit Kaffee sind fehlgeschlagen. Der Direktor des Gartens versendet Samen und junge Pflanzen nicht nur an weiße, sondern auch an schwarze Pflanzer. Eine nicht minder wichtige Aufgabe des Versuchsgartens ist es, Pflan-

zenschädlinge, als Käfer, Wanzen und Pilze, kennen zu lernen und ihre wirksamste Bekämpfung festzustellen. In dem Garten werden ständig etwa 70 farbige Arbeiter beschäftigt.

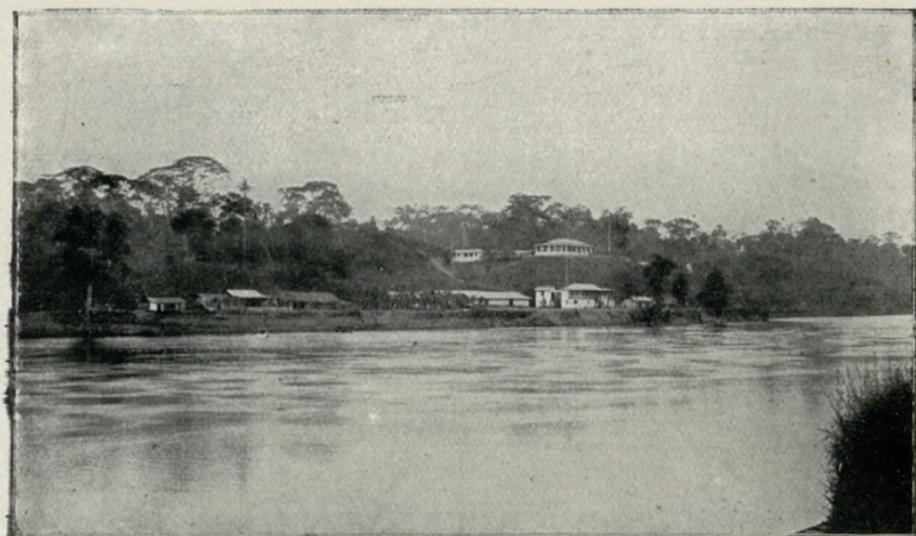
Das Küstengebirge.

Nähert man sich Kamerun zu Schiff, so erstaunt man, vor sich zwei gewaltige Gebirge auftauchen zu sehen, die ein majestätisches Einfahrtstor bilden. Es ist rechter Hand der Wassa-Berg auf Fernando-Poo, linker Hand der Mongo-ma-Loba, d. i. Gottes- oder Himmelsberg auf dem Festland. Vom Grunde des tiefblauen Meeres erheben sich beide Bergriesen goldglänzend in das Hellblau des Himmels. Wir grüßen freudig „Neu-Deutschland“ im Herzen Afrikas, wir grüßen ehrfurchtsvoll den Himmelsthron der Prinzessin „Kamerunia“.

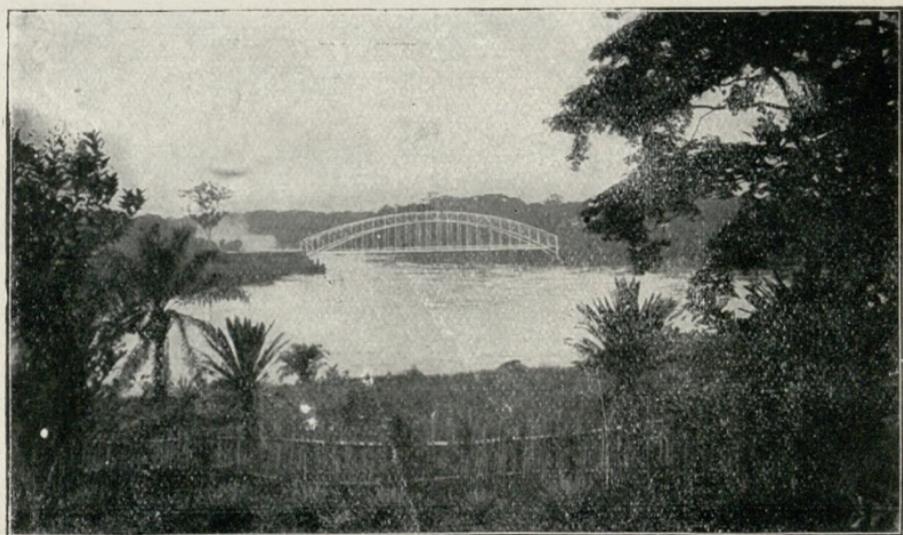
Von einem Luftballon aus würde uns das Lobagebirge wie eine große Schildkröte erscheinen, die dem Meere zustrebt; ein Tier von 50 km Länge. Man muß dieses Gebirge kennen lernen, da es die wunderlichsten Gegensätze bezüglich der Pflanzenwelt und des Klimas birgt. Ihm gleicht darin etwa das Kumbohochland nördlich von Bamenda. Doch die Höhe des Loba, 4000 m, ist um so eindrucksvoller, als man sie vom Meeresspiegel aus ermessen kann, während die Kumboberge, absolut über 2000 m hoch, sich nur 1000 m über das Grasland erheben.

Die Besteigung der höchsten Teile des Loba-Gebirges ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden und bisher nur von wenigen Männern ausgeführt worden, so zuerst von dem in englischen Diensten stehenden deutschen Natur-

forscher Mann im Jahre 1862. Zwar wandert man die ersten 1000 m, von Viktoria nach Buea, auf dem neuen Regierungswege bequem empör; von Buea aus aber nimmt die weitere Besteigung 3 Tage in Anspruch. Wir gelangen aus der heißen Zone allmählich in eine gemäßigtere. Bei 2000 m Höhe hört der Urwald, den wir bis dahin durchschritten, plötzlich auf, und wir betreten grasige Hochflächen, über die ein kühler Wind weht. Wie mutet es uns heimatlich an, hier oben Ginster, Butterblumen und Heidekraut zu finden! Bereits bei weniger als 3000 m stößt man auf Lava- und Aschefelder, die das Vorwärtstommen sehr erschweren. Auf den scharfkantigen Lavastücken zerschneiden sich unsere schwarzen Begleiter aus dem Tieflande die Füße; in der Asche gleiten wir an steilen Hängen leicht zurück. In diesen Regionen gibt es keine Quellen; daher müssen wir zum Trinken und Kochen unser mitgebrachtes Wasser verwenden. Je höher, desto stürmischer wird das Wetter, und die eingeborenen Träger frieren trotz ihrer Wolldecken jämmerlich. Zur Nachtruhe werden Zelte aufgestellt. Endlich am dritten Tage ersteigen wir die letzte Kuppe, den Fako, der hin und wieder sogar mit Schnee bedeckt ist. Welche Gegensätze! Unten am Fuße des Gebirges eine Hitze von 40—50 Grad und Windstille, hier oben fast 0 Grad und ein starker Nordoststurm! Für unsere Mühsal werden wir aber auch, wenn wir bezüglich der Bewölkung Glück haben, durch eine der großartigsten Aussichten belohnt. Im Süden das silberglänzende Meer, aus dem wie ein Riesenschatten das Wassa-Gebirge auftaucht, im Südosten das blinkende Dualahaff, im Norden die Bakossiberge, und nach allen Himmelsrichtungen sich hinziehend der grüne Teppich des Urwaldes, über dem ein



Regierungsstation Zabassi am Wuri.



Die 160 Meter lange Eisenbahnbrücke über den Sildarm des Sanaga bei Edea.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

feiner, geheimnisvoller, brütender Dunst lagert. Mit dem Fernglas vermögen wir „dort unten im Menschenlande“ die weißen Häuser Victorias zu erkennen. Nie hatte sich eines Negers Fuß in diese Höhen hinaufgewagt; nur im Almenlande, bis zu 2700 m Höhe, streift der Batwiri-Jäger auf der Suche nach Erdserkeln umher. Wenn das Gras recht trocken ist, etwa um Weihnachten herum, wird es von den „Männern der Jagd“ angezündet; dann bietet der Mongo-ma-Loba in seinem Feuerkranze den Tieflandbewohnern einen zauberhaften Anblick. Das um jene Zeit dort oben gejagte Wild besteht aus Antilopen, die am Schlusse der Regenzeit aus dem Busche heraustrreten und ausgedehnte Wanderungen in das Grasland unternehmen.

So glatt der Rücken des Loba auch von Duala aus erscheint, so zerspalten und zerklüftet findet man ihn oben. Man entdeckt eine Menge tiefer Kraterkessel, aus denen einstmals feurige Lavaströme geflossen sind, die, erstarrend, grausige Schluchten und Abgründe gebildet haben. Schwarze Basaltfelsen verleihen dem Ganzen den Anblick einer schauerlichen Öde. Die Annahme, daß das Lobagebirge, in uralter Zeit feuerspeiend, nunmehr für immer erloschen sei, erwies sich als falsch. Im April 1909 fand nämlich nordöstlich vom Fafo ein neuer Ausbruch statt, von einem Erdbeben begleitet, das in Buea einige Zerstörungen anrichtete. Es bildeten sich drei neue Krater, die glühende Gesteinsmassen bis 500 m hochwarfen; nach Norden flossen Lavaströme ab. Die Batwiri nennen die neuen Vulkane „Dloti“.

Der Abstieg vom Fafo nach Buea kann in einem Tage bewerkstelligt werden.

Buea und Engelberg.

Ehe wir Deutschen nach Kamerun kamen, war Buea ein im Urwald verstecktes Räuberdorf; allmählich wächst es sich jetzt zu einem schmuden Städtchen aus, das mit Viktoria durch einen 15 m breiten Regierungsweg und eine Telephonleitung und mit Duala durch einen Telegraphen verbunden ist. Ja, man kann Buea bereits mit der Eisenbahn erreichen, da die „Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria“ eine Bahn von der Küste ins Gebirge hinauf gebaut hat, die die einzelnen bebauten Landstücke verbindet und vorläufig in der Nähe von Buea, in Soppo, endet. Freilich ist es nur eine Feldbahn, aber doch ein kostspieliges Unternehmen. — Hier oben in Buea, in einer Höhe von 960 m, herrscht ein gesundes Klima. Das Fieber der Tiefebene und des Urwaldes wagt sich nicht hinauf. Hier gedeihen Spargel, Gurken, Rettich, Radieschen und Erdbeeren; selbst Kartoffeln werden angebaut. Das ist unten in Viktoria und Duala nicht möglich. In den Gärten von Buea blühen Rosen und Veilchen; Palmen und Ananas kommen nicht mehr fort, da die Nächte zu kühl sind. Neben den Gebäuden der Weißen stehen auf zugewiesenem Gebiet die Hütten der Bakwiri. Alle Häuser überragt das prächtige Gouvernementsgebäude. Der Gouverneur, der oberste Beamte der Kolonie, hatte früher seinen Wohnsitz in Duala; um aber ihn und seine Verwaltungsbeamten längere Zeit arbeitsfähig zu erhalten, ist seine Residenz nach dem gesunden Buea verlegt worden. Weiter hat die deutsche Regierung hier oben ein Erholungshaus gebaut und eine Sennerie eingerichtet. Letztere zählt ungefähr 60 Mlgäuer

(bayrische) Kühe, ebenso viel Schweine und einige Ziegen. Wer in Vittoria oder in anderen Orten am Fuße des Lobagebirges erkrankt, wird in einer einfachen Sänfte nach Buea gebracht, woselbst er im Erholungsheim bei kühler Luft, frischer Milch und gutem Gemüse bald wieder zu Kräften kommt. Buea hat auch noch ein Vorwerk, auf dem verschiedene Viehzuchtversuche angestellt werden; zur Veredelung des Viehes der Eingeborenen werden sogar einzelne größere Exemplare an Häuptlinge abgegeben. Das Vieh wird ausschließlich durch Weidegang ernährt. Auch die Missionen haben sich im Lobagebirge unter dem Bawirivolke niedergelassen; in Buea wirkt die Baseler, in Soppo die Baptisten-Mission. Letztere hat in Soppo neben dem Missionshause noch ein Seminar errichtet, wo fähige schwarze Jünglinge zu Hilfspredigern ausgebildet werden. Ferner unterrichtet man die Schüler in verschiedenen Handwerken. Auch die Regierung hat in Buea eine Handwerkerlehrstätte gegründet, in der etwa 40 Lehrlinge die Bautischlerei und die Möbelfabrikation erlernen. In Engelberg und Mapanja unterhalb Bueas arbeitet die schon genannte katholische Mission.

Engelberg zeichnet sich durch eine wunderbare Aussicht aus. Ein Missionar, der auf dieser Station zur Erholung weilte, schildert die Lage des Ortes in folgenden Worten: „Ich hätte nie geglaubt, daß es hier so schön ist. Ich komme mir vor, wie einer, der in das Paradies versetzt ist. In der Ebene hatten wir in den letzten Monaten immer zwischen 23 und 25 Grad R., hier steht das Thermometer häufig 8 Grad tiefer. Das ist ein gewaltiger Unterschied, der das Nervensystem bald in eine andere Verfassung bringt. Den Ausblick von dieser luf-

tigen Höhe zu beschreiben, bin ich nicht imstande. In nächster Nähe, aber mehr als 600 m tiefer, wogt das weite Meer, aus dem die romantischen Inseln Ambas und Mondole wie die Gipfel eines im Meere versunkenen Gebirges sich erheben; rings um uns ragen in endlosen Reihen kleinere und größere Bergfegeln empor; dazwischen schlafen in geschützten Tälern die Dörfer der Eingeborenen; im Hintergrunde steigt das gewaltige Massiv des Kamerunberges, dessen Gipfel bei klarem Wetter in greifbare Nähe gerückt scheint, zum Himmel empor; die Vegetation prangt vom hellsten Grün der Ebene bis zum tiefsten Braun der oberen Gebirgsregion; darüber leuchtet die heiße Tropensonne und weht die lungenerquidende Brise. Man wird es verstehen, daß dem glücklichen Beschauer das Herz aufgeht bei all der Pracht, die hier zu seinen Füßen ausgebreitet liegt, und daß sich seiner Seele ein Bild einprägt, das er nie vergessen kann. Bei klarem Wetter sieht man im Südwesten nicht nur die Insel Fernando = Poo, sondern auch deren Hauptstadt St. Jabel ganz deutlich am Strande liegen. Nach Südost streift der Blick über das von vielen Wasseradern durchzogene Tiefland und das Kamerun-Astuar*) bis nach Duala. Wenn tief im Tale die Nebelschwaden liegen oder Gewitterwolken dröhnend, aber segenspendend ihre Bahn ziehen, dann erinnert man sich des bergluftatmenden Uhlandschen Gedichtes: »Ich bin vom Berg der Hirtenknab!« Legt aber der alte Herr »Fako« seinen blendend weißen Mantel um seine Schultern, dann glaubt man in lieblicher Vision die Grenzen der Heimat zu schauen.“

*) Mündungsgebiet.

Soweit der begeisterte Missionar. Leider hat er vergessen, die Rehrseite der Medaille sich anzusehen. Wenn in der Regenzeit die Wolken geradenwegs durchs Haus ziehen, wenn man im Ofen Feuer anzünden muß, um Kleider und Schuhe zu trocknen, wenn die Deckel von den Büchern fallen und alles schimmelig wird, dann verfliegt die Poesie gar bald, und die rauhe Wirklichkeit verlangt ihr Recht. Freilich ändert dieser Umstand an der Wichtigkeit Engelbergs nichts. Die erholungsbedürftigen Gäste treffen erst nach Schluß der Regenzeit ein, und der letzte verschwindet, sobald sich der Regen einstellt.

Aus dem Regen in die Traufe.

Ehe die deutschen Dampfer nach Viktoria fahren, halten sie vor Bibundi. Bibundi ist eine Pflanzungsstation, die an einem Flützchen, etwas von der Küste entfernt, inmitten prachtvoller Kulturfelder gelegen ist. Das Wasser ist so tief, daß die mit Gütern beladenen Boote bis zur Station gelangen können. Auf dem Rückwege von Südkamerun läuft das Schiff noch einmal Bibundi an, um, wie an vielen Plätzen der Küste, Hunderte von Säcken mit Kakaobohnen und große Kautschukballen aufzunehmen und nach Hamburg zu befördern. Zahlreiche deutsche Gärtner, Landwirte und Handwerker finden auf den Haupt- und Nebenstationen der „Westafrikanischen Pflanzungs-Gesellschaft Bibundi“ Stellung und guten Verdienst. Recht einsam gestaltet sich ihr Leben in der langen Regenzeit. Dort zählt man nämlich 200 Regentage im Jahre. Die niederstürzenden Wassermengen wür-

den ohne Abflußmöglichkeit den Boden 10 m hoch bedecken. Solchen sintflutartigen Regenfall verursacht das Küstengebirge, indem es die reichlichen Wolken- und Dunstmassen, die durch den westlichen Luftzug vom Meere her angetragen werden, zwingt, stehen zu bleiben und sich auszuregnen. In Vittoria, also am östlichen Abfall des Loba, beträgt die jährliche Regenmenge 4, in Buea nur 3 m; immerhin ist es noch eine bedeutende Wassermasse, die auch im letztgenannten Orte vom Himmel stürzt, wenn man bedenkt, daß sie in Deutschland auf $\frac{1}{2}$ m beschränkt ist. Wer also in der Regenzeit aus Vittoria nach Bibundi fährt, kommt aus dem großen Guß in eine gewaltige Traufe.

Von Wasserfällen.

Den Sanaga haben wir bis Edea bereits kennen gelernt. Auf beiden Seiten seines Unterlaufes schwindet der Urwald immer mehr, um Ölpalmenpflanzungen Platz zu machen. Seenartig breit strömt das Wasser daher. Der Sanaga ist der breiteste und auch der größte Fluß Kameruns, jedoch nicht so lang wie die Elbe. Sein Fall bei Edea ist einer der schönsten Wasserfälle der Kolonie. Hier geht der Strom, durch eine Insel in zwei Teile getrennt, über eine 30 m hohe Felsenstufe hinab. Welch eine Augen- und Ohrenweide gibt das schäumende und brodelnde Wasser im Rahmen des schweigenden, sattgrünen Urwaldes! Obgleich Edea, wie schon erzählt, auf kleinen Dampfern aus der Dualabucht durch den Kwakwa-Krief bei Hochwasser gefahrlos erreicht werden kann, wird sein herrlicher Wasserfall erst seit 1913 von zahlreicheren Weißen besucht und

bewundert, nachdem der Platz durch die Südeisenbahn mit dem Hauptorte verbunden ist.

Weitere 10 Meilen aufwärts bildet der Sanaga die „Herbertfälle“, die von dem Forscher Kurt Morgen auf seinem gefährvollen Rückmarsch von Balinga zur Küste im Januar 1890 entdeckt worden sind. Morgen berichtet: „Langsam schleppte sich meine Karawane in einiger Entfernung vom rechten Ufer dahin. Gegen Mittag vernahmen wir plötzlich ein starkes Brausen. Da meine Träger ermattet waren, ließ ich halten und ging, nur von zwei Leuten begleitet, auf das Geräusch zu. Nachdem wir mühsam durch einen Felspalt geklettert waren, erblickten wir einen großartigen Wasserfall. In einer Breite von 200 m kam der Strom zwischen hohen Felswänden herangebraust, um sich donnernd in einen 20 m tiefen Abgrund zu stürzen. Das Wasser toste und zischte in dem selbstgebohrten Kessel und peitschte mit gewaltiger Kraft gegen die Felswände. Der Fall bot ein gewaltiges Schauspiel.“

Die Edea- und Herbertfälle zeigen an, daß sich Kamerun hier, 100 km von der Küste entfernt, zu einem felsigen Hochland erhebt. Dieses Hochland, das an den Quellen des Sanaga, südlich von Ngaumbere, eine Höhe von 1200 m erreicht, hat aber keinen Steilrand wie etwa Helgoland, sondern steigt mehr oder minder langsam empor, so daß die Flüsse auf weiten Strecken über zahlreiche Felsstufen hinabgehen müssen, die sie noch nicht tief auszunagen vermochten. Es ist Gneis, der dem Wasser den hartnäckigen Widerstand entgegensetzt.

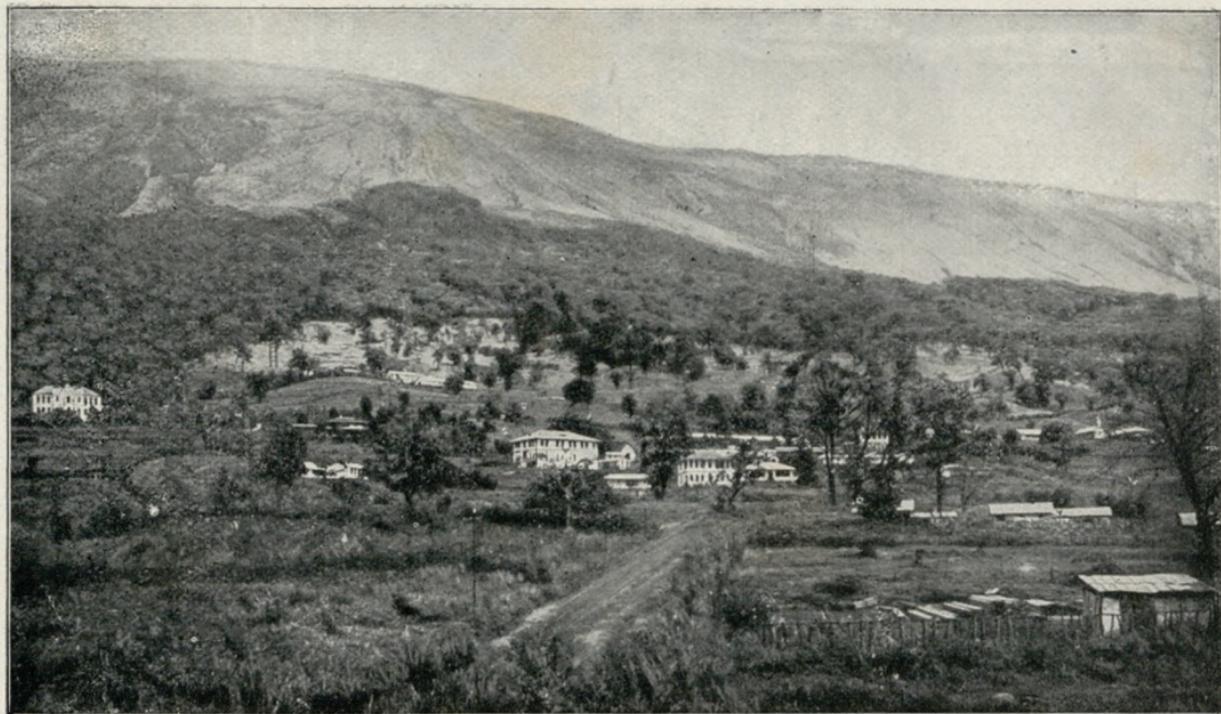
Auch Wuri und Mungo haben Fälle und Schnellen aufzuweisen, jener bei Tabassi, dieser bei Mundame. Diese

bestehen aber nur aus langgestreckten schäumenden und sprudelnden Wasserläufen in schrägem, holperigem Felsenbett. Auch diese kleineren Fälle deuten den Anfang des Hochlandes von Inner-Kamerun an.

Ein bedeutender Wasserfall der Kolonie ist ferner der des Memeflusses, nördlich vom Lobagebirge. Wir finden ihn auf einer Wanderung von Bibundi nach Johann-Abrechtshöhe in einer Gegend, die in ihrem Außern der Sächsischen Schweiz ähnlich ist. Als „Dübenfall“ stürzt sich hier der Meme von einer Felswand aus Basalt in eine Tiefe von 30 m hinab. (Der Rheinfall bei Schaffhausen ist 20 m hoch.)

Mit dem Dampfroß ins Innere Kameruns.

Im Mai 1911 wurde die Kameruner Nordbahn eröffnet. Sie beginnt am Wuri-Flusse (westlich von Duala) und endet vorläufig bei Bare am Manenguba-Gebirge. 1500 schwarze Arbeiter waren fünf Jahre lang mit den Erdarbeiten beschäftigt. Die Schwierigkeit dieses Bahnbaues lag in der Überwindung der Steigung, die bei einer Länge von 160 km an 1000 m beträgt. Es ist keine Riesenbahn; wer von Bonaberi nach Bare fährt, hat etwa die Strecke von Hamburg nach Schwerin zurückgelegt. In Zukunft werden unsere Landsleute an der Küste leicht mit billiger Fleischnahrung versorgt werden können; denn dort oben im Graslande, und schon in den Bakossi-Bergen, die noch vor dem Manenguba-Gebirge liegen, wird größeres, fleischreicheres Vieh gezüchtet als im Tieflande. Weiter soll die Bahn die Gelegenheit bieten, erkrankte Weiße leicht



Buea und Loba-Gebirge.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

und sicher auf lustige Höhen zu befördern. Ferner hofft man, durch die Eisenbahn den Handel zu beleben sowie die Anlage von zahlreichen Pflanzungen und vielleicht auch die Ansiedelung deutscher Bauern im Hochlande zu ermöglichen. Der fruchtbare Boden und das milde Klima in den Gebirgstälern bei Bamenda und Kumbo, 2000 m über dem Meere, sind für Kleinsiedelung durchaus geeignet; nur muß die Bahn über Bare hinaus, mindestens bis Batscham, verlängert werden. In der wasserreichen Mbo-Ebene, nördlich von Bare, dürfte sich der Baumwollbau lohnen, wenn die Beförderung der Ballen eben billig durch eine Bahn geschehen kann. Weiter hat die Erfahrung in Togo gelehrt, daß eine Eisenbahn die Eingeborenen lockt, in der Nähe der Bahnhöfe Ansiedelungen zu gründen und hier in bedeutenderer Menge Bananen, Ölpalmen, Erdnüsse, Zuckerrohr, Mais, Jams usw. anzubauen. Den Schwarzen gewährt es größte Belustigung, sich von dem passenden Ungetüm „Lokomotive“ schnell wie der Wind dahinzuziehen zu lassen. Wer aber fahren will, muß Geld haben; wer Geld haben will, muß arbeiten, verdienen und verkaufen; so erzieht die Eisenbahn die Eingeborenen zur Arbeit. Endlich ist die Bahn für die Verteidigung und den Frieden im Lande äußerst wichtig.

Es verkehren auf der „Nordbahn“ vorläufig wöchentlich nur drei Züge. Im Jahre 1912 sind 155 000 Personen befördert worden. Die Einnahmen des Unternehmens beliefen sich auf 600 000 Mark. — Beneidenswert, wer den machtvollen Kameruner Urwald mit Hilfe des Dampfrosses durchqueren kann!

Die Tierwelt im Urwaldgebiet.

An der Westküste Afrikas, besonders in der Bucht von Lagos im englischen Nigeria, kommen zahlreiche Hai-fische vor. Daß diese schrecklichen Räuber auch an der Küste Kameruns auftauchen, beweist folgender Vorfall: Bei Kampo wollte 1897 Zolldirektor Scheffler von Duala, begleitet vom Hafenmeister Klein, in einer Gig des Regierungsdampfers „Nachtigal“ an Land gehen, als plötzlich in der Brandung, 800 m vom Strande entfernt, das kleine Boot umschlug. Lange hielten sich die beiden kräftigen Männer an dem Kiel des gekenterten Fahrzeuges fest; schließlich aber wurde der Zolldirektor schwach und von den Wogen fortgespült, gerade als mehrere Kanus vom Lande zu Hilfe kamen. Eine auftauchende rote Blut-lache verriet, daß ein Haifisch den Unglücklichen durchbissen hatte. Den Hafenmeister brachten die braven Eingeborenen glücklich an Bord der „Nachtigal“.

Seltene Tiergattungen beherbergen die niedrigen Mündungsgebiete des Mungo und Wuri, sowie der Flüsse bei Rio-del-Rey. Nähert man sich z. B. bei Viktoria einem bei Ebbe fast trocken liegenden Schlammgrunde, einem Bachkriek, so ist man aufs höchste erstaunt, den grauen Schlamm lebendig werden zu sehen. Sind es Frösche oder Fische, die da von ihrem weichen Lager empor-schnellen, um laufend und hüpfend zu fliehen? Nach Kopf-gestalt und Bewegungsart zu urteilen, müßten es Frösche oder auch Heuschrecken sein. Der „Pidgin“ sprechende Neger nennt den „Schlamm-springer“ aber „Bom-mifisch“ und hat mit dieser Bezeichnung Recht, denn das wunderliche Geschöpf besitzt zwar „Vorderfüßchen“, eigent-

lich fußartige Brustflossen, aber auch Rücken- und Schwanzflossen und vermag sowohl im Wasser als auch auf dem Trockenen zu leben. Seine Kiemen sind derartig eingerichtet, daß sie nach Art der Lunge auch den Sauerstoff aus der Luft aufnehmen können. Bei Flut klettern die von der Wissenschaft Periophthalmus genannten Fische sogar an den Mangrowewurzeln empor, um sich zu sonnen oder nach Müden zu haschen. Es ist nicht leicht, ein Exemplar mit dem Reisker vom Schlamm Boden einzufangen; für ein Aquarium ein ergötzliches Tier, dieser dickäugige, schmutzig-graue „Lungenfisch“! Seht man ihn auf den Tisch, so läuft er so schnell vorwärts, daß er, ehe man zuzugreifen vermag, schon auf der Erde liegt und dort eiligst weiterwandert.

Das andere seltsame und dazu selten vorkommende Tier der Mangrovegebiete Kameruns ist die See Kuh, ein walähnliches Säugetier, das ausschließlich von Wasserpflanzen lebt. Die See Kuh hat das Aussehen eines riesigen Seehundes mit gelblicher Unterseite, schwieligen, dicht mit kurzen Borsten besetzten Vordergliedmaßen, großem Maul und kleinen Augen. Es ist ein besonderes Vorrecht einiger Familien in Duala, auf die „Manga“ Jagd zu machen. Sie gilt als edles Wild und darf nur mit dem Speere erlegt werden. Jedoch bekommt das ganze Dorf etwas von dem Fleische ab. Auch der Weiße kann es, gründlich gebraten und scharf gewürzt, genießen. Es schmeckt ähnlich wie Schweinefleisch.

Die Flüsse Kameruns, soweit sie durch unbewohnten Urwald gehen und reichlich tief und schlammig sind, wimmeln von Krokodilen. Über das Vorkommen dieser Bestien im Sanaga berichtet Leutnant Morgen, der auf

seinem Rückmarsch von Balinga nach Edea (1890) den Fluß überschreiten mußte, folgendes:

„Ich stieg als erster mit meinen beiden Dienern in ein am Ufer vorgeschundenes Kanu, das von zwei kundigen Leuten meiner Truppe gerudert wurde. Wir knieten auf dem Boden nieder und hielten uns mit beiden Händen an dem Rande des hin- und herrollenden Fahrzeuges fest. Raum wagten wir zu atmen. Als wir an eine Stromschnelle (unterhalb der Herbertfälle) kamen, wurde das Kanu mit einer derartigen Kraft fortgetrieben, daß wir, bei angestrengtestem Rudern, erst eine Strecke stromabwärts am jenseitigen Ufer landen konnten. Das Kanu wurde wieder stromaufwärts gezogen und kehrte an das andere Ufer zurück, um neue Passagiere und Lasten herüberzubefördern. Alles das geschah aber angesichts mehrerer umherkreisender Krokodile, die sich hier zum Festmahle versammelt zu haben schienen. Von beiden Uferseiten wurde gefeuert, um die Tiere vom Fahrzeuge fern zu halten. Als einmal jedoch, glücklicherweise dicht am Ufer, das Kanu umschlug, tauchten die Riesenrachen in unmittelbarer Nähe auf, und nur der Geschwindigkeit der Insassen war die Vermeidung eines Unglücks zu verdanken.“

Schlimmer erging es bei einer Durchquerung des Njong dem Oberleutnant Dominik. Dieser suchte im Jahre 1895 die Bakoko zu fassen, die ein Jahr vorher seine Expedition überfallen hatten. Man erfuhr, daß viele der Wilden jenseits des Njong lagerten. Um sie zu überraschen, wurde ein Floß gebaut, das sich aber als wenig tragfähig erwies. Tollkühn beschloß Dominik, über den tiefschwarzen Strom zu schwimmen; fünf seiner Wei-Soldaten folgten ihm mit Bängen. In einer Reihe strebten sie vorwärts,

dicht neben dem Floß, das ein Mann mit langer Stange führte. Da — ein markerschütternder Schrei — der Mann zur Linken Dominik's war verschwunden; nur ein Blutfleck bezeichnete die Stelle. Im selben Augenblick tauchten überall die unheimlichen Köpfe von Krokodilen empor. Der schwarze Unteroffizier machte eiligst Kehrt; die andern suchten schnellstens das andere Ufer zu gewinnen. Aber, o Graus, trotz der Schüsse, die die Zurückgebliebenen abfeuerten, zogen die Bestien noch zwei arme Weisoldaten in den Schlamm hinab; nur einem von ihnen und Dominik gelang es, sich in höchster Not und fast von Sinnen zu retten. Der Rest der Truppe setzte später auf Kanus, die man nach langem Suchen stromaufwärts entdeckt hatte, über den Njong. Die Bafofo aber waren bereits auf und davon.

Auch in dem gelbschlammigen Wuri-flusse, der wenn auch kurzen, so doch wichtigsten Wasserstraße Klein-Kameruns, halten sich Alligatoren auf, und zwar an solchen Stellen, wo Sandbänke, wagerecht gehende Baumwurzeln oder angeschwemmte Baumstämme zu finden sind, auf denen die Tiere sich sonnen können. Aber Pulver und Blei des weißen Mannes räumen unter ihnen bedeutend auf. Im Wuri bei Duala kann man jetzt ruhig baden; seit langem ist hier kein Mensch von Krokodilen gefressen worden. Wohl aber kommen Überfälle durch die Bestien weiterhin stromaufwärts vor. Heidnische Duala glauben, daß in manchen Fällen ein Krokodil ein Mensch sei, der es verstehe, auf einige Zeit Krokodilgestalt anzunehmen, um seine Feinde zu überfallen. Kommt es aber heraus, daß sich ein Mann in einen Alligator verwandelt und seinen lieben Nächsten ins Wasser gezogen habe, so wird er getötet.

Natürlich kann die Verwandlung nur durch falsches Zeugnis eines „Hellsehers“ festgestellt werden. Haß und Habgier spielen dabei eine Rolle. So wollten sich in einem Dorfe am Wuri die Ältesten in den Besitz der Reichtümer zweier Nachbarn setzen. Als zufällig ein Mann erkrankt, behaupteten sie, die beiden Reichen hätten in Krokodilgestalt den Verunglückten ins Wasser gezogen. Auf ihren Wunsch bestätigte ein Mediziner die erlogene Aussage, und nun konnte man die Beneideten „rechtmäßig“ vom Leben zum Tode bringen und ihre Güter an sich nehmen. Die deutsche Regierung befördert solche „Rechtsprecher“ schleunigst an den Galgen, vorausgesetzt, daß sie über derartige Fälle Nachricht bekommt.

Nicht ungefährlich sind auch die Flusspferde in den Gewässern Kameruns. Wenn sie auch keine Menschen, wie überhaupt kein Fleisch fressen, so greifen sie oft Boote und Kanus an und stürzen die darin sitzenden Personen ins Wasser. Derartig wild sind die ungeschlachteten Tiere besonders zur Zeit, da sie Junge bei sich haben. Über eine Jagd auf Flusspferde berichtet eine weiße Kamerunerin, Fräulein Grete Ziemann:

„In einem großen Kriegskanu fuhren wir von Klein-Batanga den Njong hinauf. Plötzlich riefen die Ruderer mit gedämpfter Stimme: »Sieh, Herr, ein Wasserochse!« Mein Bruder ließ sofort halten und schoß das Tier zwischen Auge und Ohr. Blitzschnell tauchte es unter, in der Absicht, auf uns loszuschwimmen. Um dem Angriffe zu entgehen, mußte das Boot schnell weiter fahren. Im nächsten Augenblick erschien an der Stelle, wo unser Fahrzeug eben gestanden, der blutende Kopf des Tieres über dem Wasser. Aber ehe der »Ochse« wieder untertauchte, hatte

er einen zweiten tödlichen Schuß empfangen. Mit einem mächtigen Ruck hob sich das ungesügte Geschöpf laut stöhnend aus dem Wasser, um leblos auf den Rücken zu fallen. Die reißende Strömung trug es alsbald fort.“

Daß ein „Wasseröchslein“ selbst auf dem Lande gefährlich werden kann, davon weiß von Schtopp zu erzählen. Südlich vom Njong auf lichter Waldstelle wurde Herr v. Sch. von einem Flußpferd, das seiner Nahrung nachging, überfallen. Da er bei der Wut des Angriffes sein Gewehr nicht abdrücken konnte, suchte er sein Heil in der Flucht. Es gelang ihm, ein Dickicht zu erreichen und über den Lokundsche zu schwimmen. Seine schwarzen Begleiter, die aus der Ferne den Ansturm des Tieres wahrgenommen hatten, waren davongelaufen und mit dem Boote abgefahren.

Auch im Wuri kam früher das „Ngubu“ in Menge vor. Weil aber die Tiere in den am Wasser liegenden Mais-, Erdnuß- und Bananefeldern großen Schaden anrichteten, so rottet sie die Feuerwaffe des Weißen mit Recht allmählich aus.

Die Urwaldgebiete Kameruns beherbergen zahlreiche Elefanten. Leider wird der Riesendickhäuter um seiner Stoßzähne willen derartig verfolgt, daß er sich scheu im Busche hält und immer seltener auftaucht. Daher ist die Erlegung eines Elefanten ein auffeherregendes Vorkommnis.

Es war im April 1890 auf der Woermann-Faktorei Malimba am Sanaga, als gegen Abend einige Träger mit dem Rufe ins Haus gelaufen kamen: „Elefant, Elefant!“ Leutnant Morgen und zwei Kaufleute ergriffen ihre Gewehre und eilten zu einem kleinen Sumpfe. Sie

erblickten ein kleines Elefantenweibchen und gaben sofort Feuer. Das Tier verschwand im Pulverdampf. Man hörte einige Schritte, dann war alles ruhig. Die nachlaufenden Schwarzen fanden das Wild verendet vor. Ein Schuß, mitten im Kopf sitzend, hatte den Tod herbeigeführt. Das Fleisch des erlegten Tieres gab am nächsten Tage einen großen Festschmaus für Morgens Leute, und auch die Weißen verschmähten es nicht, einen Rüsselbraten zu sich zu nehmen.

Bei Bipindi am mittleren Lokundsche beobachtete Leutnant Morgen im Juni 1890 eine Elefantenjagd durch Eingeborene. Darüber berichtet er: „Am Abend wurden plötzlich an mehreren Orten die Trommeln gerührt, die anzeigten, daß drei Elefanten sich an einem bestimmten Bach in der Nähe eingefunden hätten, man solle sich versammeln, um sie zu fangen. Auf meine erstaunte Frage, wie denn das möglich sei, antwortete mein Begleiter: »Der Elefant läßt sich merkwürdigerweise in einem Käfig, den eine Fliege zerreißen könnte, einfangen.« Und in der Tat war die Hürde, die mit ungeheurer Schnelligkeit und ganz flüchtig rings um den Standort der Elefanten errichtet wurde, aus ganz dünnem Strauchwerk von 1 Meter Höhe hergestellt, das man mit dem Fuße umstoßen konnte. Und der Elefant, das mächtige Tier, das meterstarke Baumstämme umzureißen vermag, beseitigt diesen Zaun nicht, den er mit seinem Rüssel umblasen könnte! Bierzehn Tage und oft noch länger dauert auf diese Art die Gefangenschaft der Tiere, bis sie endlich den zahllosen auf sie abgefeuerten Geschossen der Eingeborenen erliegen.“

Im Juli 1902 erlegte Hauptmann Vangheld einen schwimmenden Elefanten. Davon erzählt er:



Sanagafälle bei Edea.

STADT.
BÜCHEREI
GLEIWITZ

„Ich fuhr mit einem kleinen Motorboot den Mungo-
fluß hinauf nach Mundame. Die Regenzeit hatte be-
gonnen, und Tag und Nacht regnete es fast unauf-
hörlich. Die Fahrt ging langsam von statten, da unsere
»Libelle« einen Leichter (Lastboot) im Schlepptau
hatte. Am frühen Morgen weckte mich der Ruf meines
Dieners: »Massa, Massa, Elefant!« Ich sprang an Deck
und erblickte richtig einen Elefanten, der vor unserer lang-
sam gegen die Strömung andampfenden Pinasse den Fluß
durchschwimmen wollte. Die aus dem Wasser hervor-
ragenden Körperteile, Rücken, Schädel und Rüssel, mach-
ten den Eindruck einer Schlange. Trotz abgegebener Schüsse
versuchte das Tier das Ufer zu erklimmen, fiel aber nach
erneutem Schusse in das Wasser zurück und versank. Der
Knall lockte schnell zahlreiche Kanus herbei, und zum all-
gemeinen Jubel kam auch der tote Elefant bald an die
Oberfläche. Um Zähne, Schädel und Schwanz für uns
zu gewinnen, nahmen wir das Tier in Schleppe und brach-
ten es zum nächsten Dorfe. Hier begann nun ein
großes Schlachten. Zuerst packten meine Leute Fleisch-
stücke für sich ein, und zwar in leere Petroleum-
büchsen! Den Rest überließen sie der Bevölkerung. Trotz
des üblen Geruches verzehrten sie das Fleisch später mit
großem Behagen.“

Weiterhin im Urwald, nördlich von Johann-
Abrechtshöhe, beobachtete Langheld viele Elefantenspuren,
bekam aber keines der schlauen Tiere zu Gesicht. Auch am
Sanaga hörte er sie häufig des Nachts trompeten; es
gelang ihm aber nie, einen der Ruhestörer zu erlegen.

Im Kameruner Urwald leben als Vertreter einer
höheren Tierwelt neben den Elefanten Schimpansen



und Gorillas. Wenn man aber glaubt, daß ganze Horden dieser „Waldmenschen“ Kamerun bewohnen, so irrt man sich. An der Küste bekommt man überhaupt keinen Menschenaffen zu sehen. Selbst Forschern oder Missionaren, die doch tief in den Busch eindringen, widerfährt nur selten die ersehnte Gunst, Schimpansen, geschweige denn Gorillas, zu erschauen.

Einige knappe Angaben über Menschenaffen macht Missionar Hofmeister in seinem Bericht über eine Reise ins Bassaland, nordöstlich von Duala:

„Bei dem Häuptling Ndogo am Dibambuflusse war das Essen sehr knapp, aber er bot uns, was er hatte. Doch konnte ich diesmal nicht mitmachen, denn er brachte den Borderarm eines Schimpansen hervor. Auch meine christlichen schwarzen Begleiter von Bonakwasi verzichteten auf den Lederbissen; sie aßen aber anderes Affenfleisch sehr gern. Zahlreicher als hier im Bassalande sind wohl die Schimpansen im Loba-Gebirge. Der empfindliche Jäger schießt nicht gern auf Schimpansen und Gorillas, da sie sich im Sterben wie Menschen geberden. Benimmt sich doch schon ein nicht menschenähnlicher Affe, z. B. ein Makako, wenn er verwundet wird, wie ein Kind, indem er nach der wunden Stelle fühlt und den Schützen mit traurigen Augen anblickt.“

Die Duala erzählen sich über den Charakter der Schimpansen folgendes Märchen: Ein Jäger verirrt sich im Walde. Als er weinte, kam ein Schimpanse, der sich erbot, ihn ins Dorf zurückzuführen. Da fanden sich aber andere Schimpansen, welche schalten: „Warum kümmerst du dich um diesen Menschen?“ Der Erste antwortete: „Würdet ihr nicht ebenso handeln, wenn ihr jemand träfet,

der da weint und den Weg vergessen hat?“ Sie entgegneten: „Wenn du den Mann in seinen Ort führst, so könnten die Leute sagen, er habe dich gefangen.“ Und sie griffen den Jäger und schleppten ihn auf einen Baum. Als er aber sich wehrte, stießen sie ihn hinunter. Nun legte der Mensch sein Gewehr an, um zu schießen, und gerade auf den Schimpanse, der ihm helfen wollte. Da rief dieser: „Bitte, töte mich nicht, ich will dich in dein Dorf zurückführen und immer bei dir bleiben.“ Und so geschah es. Der Schimpanse gewöhnte sich bald an die Menschen und fühlte sich bei ihnen wohl.

(Sinn: Der Schimpanse ist mitleidig, ehrenhaft, dankbar und menschenfreundlich.)

Sind nicht „Löwen, Tiger und Hyänen“ dem Menschen in Kamerun gefährlich? so höre ich fragen. Bekanntlich wollte Freund Michael um dieses Raubzeugs willen nicht nach der neu erworbenen Kolonie gehen. Nun, furchtsame Menschen sollen sich überhaupt nicht nach Afrika begeben. Wenn aber unser Biedermann nach Bells oder Atwas Stadt gereist wäre, so hätte ihn dort kein Löwe und keine Hyäne gefressen, weil diese Tiere an der Küste, im Sumpf- und Urwaldgebiet nicht vorkommen, vielmehr nur im Graslande leben. Tiger gibt es überhaupt nicht in ganz Afrika. Wohl aber haust im Urwald der Leopard. Doch greift dieser keine Menschen an, da er ja genug Tiernahrung hat und dazu sich vor dem großen, aufrecht gehenden Wesen fürchtet. In den Märchen und Fabeln der Eingeborenen spielt er die Rolle eines dummen Tölpels. Selbst von der kleinsten Antilope, ja sogar von der Maus, läßt er sich überlisten. Der „schlaue Fuchs“ in den Eingeborenen-Geschichten ist aber die Schildkröte.

Daß es in Kamerun auch jene merkwürdigen Geschöpfe gibt, die ihre beiden Augen unabhängig von einander auf verschiedene Gegenstände richten und trotz aller Jagdgeduld vor Ärger braun werden können, mag folgender Brief eines meiner Schüler beweisen.

Viktoria, den 9. Januar 1901.

Lieber Freund!

Hier will ich Dir etwas vom Chamäleon erzählen. Das Chamäleon tut keinem Menschen was. Es ist ein kleines, langsames Tier, ein Bewohner der Tropen. Es kann seine Farbe wechseln, so daß es bald grau, bald braun, bald grün aussieht. Es kann seine lange Zunge sehr schnell vorstrecken. Es kann seine Augen verdrehen. Das sieht ganz merkwürdig aus. Es klammert sich mit seinem Schwanz und mit seinen Füßen an, wenn es ruht. Wenn es gehen will, dann läßt es langsam seinen Schwanz und seine Füße los. Es hat einen Greiffschwanz und Greifffüße.

Lieber Freund, ich habe noch viele Geschichten zu erzählen.

Ich verbleibe Dein Freund
James.

Bei der Wanderung durch den Urwald dürfte man sich am ehesten vor Schlangen fürchten. Gerade wegen der „Langtiere“ gehen die Neger fast nie des Nachts aus. Nur selten hört man von Unglücksfällen durch Schlangenbisse. Selbst die gefährlichsten Arten, Puffotter und Hornviper, sind sehr träge und greifen den Menschen nicht ungerne an. Sieht man sie am Tage zusammengerollt daliegen, so hat man sie nur aus der Ferne zu scheuchen oder zu umgehen, dann tun sie einem nichts. In Kribi

töteten Dominiks Jäger eine Boaschlange, die eben ein ausgewachsenes Wildschwein gefressen hatte und nun unbeweglich von dem Schmause ausruhte. In Duala erschlugen Eingeborene mit Haumessern neben dem „Doktorhause“ zwei Riesenschlangen, Pythone. Die größere hatte eine Länge von 7 Metern und die Dide eines starken Baumstammes. Acht Männer schleppten sie fort und bereiteten sich am Abend ein Festessen: „Schlangentoteletts in Pfeffersauce“. Nach den Versicherungen der Leute schmeckt das Fleisch der „Langtiere“ süß wie Menschenfleisch.

Ungemütlich ist es wohl, wenn eine Schlange zur Nachtzeit in das Schlafzimmer schleicht, wie es bei mir in Viktoria vorgekommen ist. Als ich morgens in meiner Wanne ein Bad nehmen wollte, lag darin zusammengerollt und die Wanne halb füllend ein schwarzes Ungetüm. Mit Grausen fuhr ich zurück und rief meinen Koch und den kleinen Leibdiener aus der Küche zu Hilfe. Die beiden kundigen Schwarzen erklärten, die „Nyama-hwaba“ sei nicht giftig. Nun schleppten wir sie mit Stöcken und Knütteln auf die Veranda heraus, um sie zu „killen“; aber kaum war sie niedergelegt, als sie blitzschnell mit einem Sprunge im Grase verschwand. Ich erklärte mir, daß das Tier auf der Jagd nach Spinnen, Eidechsen oder Mäusen sich in mein Haus verirrt hatte; doch schloß ich von der Zeit an die Tür des Schlaf- (und Wohn-) Zimmers, um nicht noch einmal „kalten“ Besuch zu haben.

Gefährlicher als Krokodile, Flußpferde, Leoparden, Löwen, Elefanten und Schlangen sind die Kleinen, die Plagegeister, die Mücken, Fliegen und Erdflöhe.

Große Mücken, Moskitos, umschwärmen die Lagerstätte und rauben dem Weißen den Schlaf, da ihr schneidendes Gesumme verrät, daß sie empfindlich stechen können. Eine Art der Mücken, Anopheles, überträgt (wie schon erwähnt) durch ihren Stich die Malaria-Krankheit. Vor dem Mückenzeug sucht man sich bei Nacht dadurch zu schützen, daß man das Bett mit einem feinmaschigen Netze umgibt; man schläft so in einem durchsichtigen Himmelbett.

Die Sandfliegen werden besonders im Wald unausstehtlich, wo sie ihre Opfer zu Tausenden überfallen. — Die Sandflöhe bohren sich unter die Zehennägel und setzen dort ihre Eier ab. Aus dem Ei kommt eine Larve, die allmählich bis zur Erbsengröße anschwillt und unter dem Nagel Eiterungen erzeugt. Wenn man aber nicht barfuß geht wie die Neger, so hat man die Erdföhe weniger zu fürchten.

Außerst unangenehm ist der Besuch der Wanderameisen. So berichtet Leutnant Lehner aus Massafa in den Kumpi-Bergen, zehn Meilen nördlich vom Loba-Gebirge:

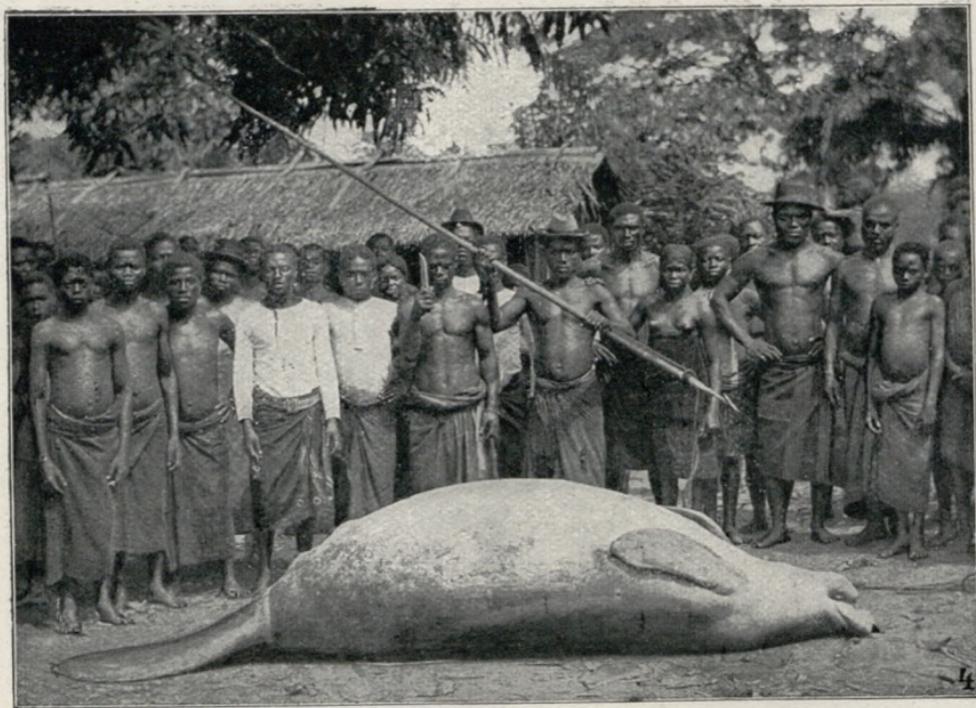
„Am 12 Uhr nachts wurde ich durch ein eigentümliches, ganz feines Rascheln an den Zeltwänden aufgeweckt. Ich beugte mich, um das Moskitonez hochzuheben und Licht anzusteden; im selben Augenblick aber fühlte ich schon an Hand und Arm ein Brennen und Zucken, als ob ich in Brennesseln gefaßt hätte, und erkannte zu meinem Schrecken, daß ein Ameisenschwarm mir einen Besuch abstattete. Die Schar war geschlossen auf mein Zelt marschiert und hatte hier ausgeschwärmt. Auf meinen Ruf kamen die Wachmannschaften mit brennenden Holzscheiten

herbei und schlugen die Zeltwände auseinander. Als bald wurden sie von den gefürchteten Tieren betrocen und vollführten bei der Abwehr einen komischen Tanz. Des Doktors Hund begann zu heulen, drehte sich wie ein Kreisel um seine eigene Achse und wälzte sich auf dem Rücken. Die Außenseite des Schlafnetzes war schwarz von Ameisen. Als das Netz von den Leuten hochgehoben wurde, war ich mit zwei gewaltigen Sähen im Freien. Auf meine Anordnung verlegte man den immer weiter anrückenden Quälgeistern durch brennende Holzstücke den Weg. Darauf wurde das Zelt wohl dreißigmal ausgefegt und ausgeräumt und glühende Asche darum gestreut. An Schlaf war nicht mehr zu denken, da sich immer noch vereinzelte Tiere im Feldbett vorfanden. Die Wanderameisen spritzen beim Beißen einen Saft aus, der wie Feuer brennt; ich habe am ganzen Leibe rote, juckende Striemen. Wann die geschäftigen Wesen eigentlich schlafen, ist mir nie klar geworden. Man kann ihre Scharen wochenlang an derselben Stelle vorbeiziehen sehen, in der Mitte die Arbeiter, an den Außenseiten die stets kampflustigen Soldaten. Stets marschieren sie mit derselben fieberhaften Eile nach derselben Seite.“

Meister Michael würde sich wundern, täglich aufs neue zwischen den Pfeilern der Veranda seines Hauses gewaltige Gewebe zu finden. In der Mitte ihres Kunstwerkes lauern kartoffelgroße Spinnen auf Beute; es ist ein Jammer anzusehen, wie selbst „Gottesanbeterinnen“, eine auffallende Art Heuschrecken, gefangen und allmählich ausgefogen werden. „Du bist klein, und ich bin groß“ dachte aber mein Affchen, fing die Spinnen und fraß sie. Feinde der Spinnen sind auch große Eidechsen, die

ihr Weidwerk am Abend ausüben, während sie am Tage auf heißen Steinen oder Blechdächern regungslos mit emporgehobenem Kopfe daliegen. Es sind große, schöne, rot und gelb gefärbte Tiere, die von den Eingeborenen mit Vorliebe gegessen werden. Eine große Art Eidechse, der Leguan, wird gern als Insektenvertilger in den Hütten gehalten, wo er dann recht fett und zutraulich wird. Auch diesem droht schließlich ein Ende im Magen seines Besitzers. —

Die meisten Europäer, die nach Kamerun gehen, bleiben an der Küste, hauptsächlich in Viktoria und Duala. Welche Bilder aus der Tierwelt treten diesen täglich vor Augen? Was würde ihnen z. B. in „Bells Stadt“ aus dem Reiche der Tiere zuerst auffallen? Ich glaube: Die afrikanischen Spazeh. Wie bei uns in den Dörfern die Obstbäume, so stehen in den Küstenorten Kameruns, jedoch vereinzelter, die Ölpalmen; auf diesen wohnen in langen, beutelförmigen Nestern schöne, gelbe Vögel, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend einen Lärm verursachen, wie etwa in ihren Kriegszeiten unsere Sperlinge. Den Stoff zum Nesterbau liefern Blattfasern und trodene Grashalme. Diese werden so künstlich verwebt und so fest an den Wedeln der Palme befestigt, daß man schier erstaunen muß. Da hängt dann eine ganze Kolonie von 20 bis 30 Nestern an den schwankenden Zweigen des Baumes, belebt von 40 bis 100 „Webervögel“, denen auch ein Sturm nichts anhaben kann, obgleich die Nester wie die elektrischen Lampen der Straßenbeleuchtung hin- und herpendeln. Man fragt sich, warum die Tierchen so gern auf einzeln stehenden Palmen wohnen und ihre strumpfförmigen „Häuser“ an den äußer-



Duala-Leute und Seefuh.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

sten Enden der Bedel bauen, und kommt zu der Erkenntnis, daß sie sich derartig verhalten, um vor den beutelüfternen Meerfazen sicher zu sein, die im Urwalde wie unsere Eichhörnchen von Baum zu Baum springen und die etwa gefundenen Vogeleiern ausschürfen.

Wer aus dem Negerdorfe in den Urwald tritt, hört dort das Gefreisch der grauen Papageien und hin und wieder das Geträchze des Nashornvogels. Aus dem Dickicht tönt der traurige Ruf des Helmkuks.

Auf dem Wasser, etwa auf dem Dualahaff oder im Wuri, wohnen Scharen von Enten, die sich aber in stillen Buchten verstecken. An seichten Stellen stehen graue und weiße Reiher, um Fische zu angeln. Im Wassergebüsch, in den „Mangrowen“, hocken blauschimmernde Eisvögel, und über die Wellen schwebt, wenn auch seltener, der schneeweiße Geierseeadler. Aus dem Uferstrauchwerk ertönen die droffelartigen Stimmen einiger Saarvögel. Plötzlich schweigen die Sänger; leichten Fluges verläßt ein „Schattenvogel“ oder „Hammerkopf“ den Baumwipfel, auf dem er stundenlang träumerisch gestanden hat; eiligst flüchten die Enten unter die schützende Mangrowe, vorsichtig lugt der Eisvogel unter dem deckenden Blätterwerk hervor, der Reiher reckt seinen langen Hals und steckt den spitzen Schnabel in die Luft — mit gewaltigem Flügelschlage erscheint über dem Wasser der König des Flusses, der Beherrscher alles dessen, was da treucht und fliegt, der Schopfadler, der größte Raubvogel Westafrikas.

Regen, Hitze und Gewitterstürme.

Zwei Monate vor und wieder zwei Monate nach Weihnachten herrscht im Urwaldgebiete Kameruns die Trockenzeit. Während wir daheim frieren, haben Weiße und Schwarze in Vittoria, Duala, Kribi usw. die größte Hitze zu ertragen. Da klettert das Quecksilber in Celsius-Thermometern am Mittag auf 50 Grad hinauf. Kein Tropfen Regen fällt; man kann 4 Monate lang ohne Schirm durch Busch und Pflanzung wandern. Kein Wind regt sich; ruhig hängen im Glanze der glühenden Sonne die herrlichen Wedel der Palmen, und nachts liegt auf stillragenden, breiten Blattgebilden üppiger Bananenhaine zauberhaft heller Mondenschein. In Gras und Strauch lassen am Abend Milliarden von Leuchtkäfern ihr Licht erstrahlen und zaubern so auf die tropische Erde einen zweiten Sternenhimmel.

Nun, kann man als Nordländer die große Hitze ertragen? Bekommt man keinen Sonnenstich? D gewiß ist die Hitze zu ertragen, indem man sich leicht kleidet und sich in der Mittagszeit, so etwa von 1—3 Uhr, in den Schatten seines Hauses, Zeltes oder seiner Hütte zurückzieht. Selbstverständlich vermag der Weiße in Kamerun schwere körperliche Arbeit nicht zu verrichten. Das braucht er auch nicht; eingeborene Arbeitskräfte sind genug vorhanden; er hat diese nur zu leiten und anzufeuern; er soll der Herr sein. Die Gefahr, einen „Sonnenstich“ zu bekommen, ist nicht zu vermeiden; man trägt zum Schutze vor den „stechenden Strahlen“ Korfhelme und setzt sich, wenn der Kopf unbedeckt ist, nicht der Mittagssonne aus. Daher badet

man im Freien entweder morgens oder abends, nicht in der Zeit von 11—3.

Ende Februar und im März wüthen die Tornados. Es sind Gewitterstürme, die plötzlich kommen und sich schnell austoben. Ist man im dichten Urwald oder wohnt man am Fuße eines Gebirges, so bemerkt man oft das Herannahen der Gewitterwolke nicht. Mit einemmale wirds dunkel; ein Wirbelsturm und gewaltiger Regen setzen ein; blendende Blitze leuchten, und brüllender Donner rollt unaufhörlich; man glaubt, das Ende der Welt sei gekommen. Bald sind Zelt, Hütte oder Haus von strömenden Wassermassen umgeben; ganze Täler werden in wenigen Minuten überschwemmt. Allein nach einer viertel oder halben Stunde ist alles vorbei. Etwaige Wäsche, die zum Trocknen ausgehängt war, findet man kaum wieder; sie ist auf entfernte Büsche und Bäume davongeflogen. Wie leicht denkbar, können von einem starken Tornado auch Zelte und Dächer fortgetragen werden.

Die meisten Weißen in Kamerun sitzen während der Tornados im festen Hause; aber der Forscher und der Soldat müssen das graufige Unwetter im Freien über sich ergehen lassen. Über einen Tornado im Urwalde, nicht weit hinter Kribi, gibt Dominik folgende großartige Schilderung:

„Abends überraschte uns im Lager ein heftiger Tornado. Schon während des Marsches hatte leise ferner Donner gerollt. Jetzt wurde es plötzlich tief dunkel. Eine Totenstille trat ringsum in der Natur ein. Selbst die Affen, die eben noch freischend auf den Bäumen von Ast zu Ast gesprungen waren, schienen verschwunden. Einige Vögel strichen eiligen Fluges unter den Baumwipfeln dahin. Kein Ast knarrte, kein Blättchen regte sich. Plöz-

lich geht ein Sausen durch die Luft; es wird stärker und stärker. Brausend fährt der Wind über uns dahin. Soldaten und Träger haben das Unwetter kommen sehen. Um das Zelt haben sie einen Abzugsgraben gezogen; jetzt liegen sie selbst unter den niedrigen Hütten, die sie aus Zweigen und Blättern hergerichtet haben, und ziehen sich die Schlafdecken über die Köpfe. Es ist eine bedeutende Abkühlung erfolgt. Die Jungen eilen herbei, schließen das Zelt und schützen die Pfosten; denn Windstoß auf Windstoß braust mit erhöhter Heftigkeit heran. Krachend biegen sich die Urwaldriesen. Äste splintern und brechen, ein Wirbel von Sand und Blättern fliegt in der Luft umher. Wie eine Erlösung ist es, als der Regen einsetzt. Tropfen, wie Haselnüsse groß, fallen dicht und schnell. Die Erde hat nicht Zeit, all die Nässe aufzunehmen, und in wenigen Minuten schon ergießen sich von allen Seiten rieselnde Bäche, die ständig größer und größer werden, bis ringsum der Boden einem See gleicht. Dazu rollt unaufhörlich der Donner. Grelle Blitze lassen den dunkeln Wald für kurze Augenblicke in Flammen aufleuchten. Von diesem Ausbruch elementarer Gewalten in den Tropen kann man sich in der Heimat kaum eine Vorstellung machen. Es ist nicht mehr möglich, einzelne Blitze und einzelne Donnerschläge zu unterscheiden. Ein dumpfes Grollen der ganzen Natur! Wohin man sieht, lohende Feuergarben! Es liegt etwas Überwältigendes, Übernatürliches in diesem ungebrochenen Wüten der Natur.

Aber auch die ungebärdige Kraft eines afrikanischen Tornados nimmt einmal ein Ende. Leiser, ferner, vereinzelter rollt der Donner, schwächer werden die Windstöße. Es kommt wie ein sanftes Ermatten über Luft und Wald.

Ein Landregen beginnt. Der gleichmäßige Klang fallender Tropfen wiegt den Lauscher in den Schlaf. Auch am Morgen regnet es noch immer weiter.“

Wie gefährlich ein Tornado auf der See werden kann, davon erzählte einst mein Freund Jonny in Viktoria folgendes Erlebnis:

„Ich war in Duala und wollte nach Bibundi. Der kleine Kutter lag bereit. Gegen 5 Uhr abends begab ich mich an Bord und fuhr mit der eintretenden Ebbe den Fluß hinunter. Die Nacht hindurch sollte gesegelt werden, dann konnte ich am nächsten Morgen in Viktoria sein. Erst hatten einige erfahrene Leute in Duala mir geraten, die Fahrt in dieser Jahreszeit nicht zu unternehmen; denn es war Ende März, die Zeit der Tornados. Da ich aber auf meinem Plan bestand, riet man mir, so zu fahren, daß ich stets auf Steuerbord Land in Sicht hätte. Und so tat ichs. Als der Kutter Kap Suellaba erreichte und in die offene See hineinsagelte, nahm ich nördlichen Kurs. Von sanfter Brise dahingetrieben, tändelte das Fahrzeug leicht anmutig über die Dünung dahin.

Es war eine wundervolle Nacht. Tiefster Friede überall. Die Welt schlief; nur ein leises Plätschern an den Planen kündete, daß wir in Bewegung waren. Über mir wölbte sich das Himmelszelt, dessen Sterngefunkel tausendfach von den Wassern widergespiegelt wurde. Wie ein dunkler Streifen hob sich rechter Hand in der Ferne das Land vom Meere. Fest in die Vendentücher gehüllt, lagen meine Schwarzen schlafend auf dem Boden des Kutters; nur der Steuermann hatte wachend auf seinem Posten und wackelte mit dem Kopfe hin und her. Aber bald schlief auch er ein, und so blieb mir nichts übrig,

als das Steuer selbst zu führen und die Wache zu übernehmen.

Gegen Mitternacht flaute die Brise ab. Schlaß hing das Segel herunter; der Kutter lag still. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß wir vorwärts kamen. Es war bereits 5 Uhr morgens, und noch immer kein Lusthauch. Mißmutig weckte ich den Steuermann, daß er meinen Posten einnehme. So gut oder so schlecht es ging, legte ich mich zum Schlafen nieder.

Wie lange ich geruht, weiß ich nicht; mir schien es nur ein Augenblick zu sein. »Massa, Massa!« Ich fuhr empor. »Der Tornado ist da!« Damit wies der Steuermann mit ausgestrecktem Arm nach Osten, wo eine dunkle Wand dräuend am Himmel stand. »Das Ruder herum!« Zögernd gehorchte der Schwarze. Und von dem Morgenwinde getrieben, segelte der Kutter direkt nach Westen. Zusehends kam das Gewitter herauf. Von Minute zu Minute schwoll der Donner an. Grelle Blitze zuckten hernieder. Sekundenlang schien der Himmel in riesenhafter Feuersbrunst aufzuflammen. Plötzlich, wie abgeschnitten, setzte die leichte Brise aus. Schlaß hing die soeben noch geschwellte Leinwand herunter; kein Blitz leuchtete, kein Donner war vernehmbar. Die Ruhe vor dem Sturm.

»Ruder hart Steuerbord, Segel herunter!« Im Augenblick war der Befehl ausgeführt. Wußten doch die Schwarzen selbst nur zu gut, in welcher Gefahr wir uns befanden. Raum lagen wir bereit, das Unabänderliche, wenn auch nicht bedingungslos, über uns ergehen zu lassen, als ein greller Feuerschein, ein ganzes Bündel von Blitzen, vom Himmel herniederfuhr, begleitet von ohren-

betäubendem Donner. Jetzt war der Tornado heran. Eine riesige Wassermasse hob sich und stürzte im nächsten Augenblicke auf uns nieder. Ein furchtbarer Doppelschrei übertönte den Donner; der Steuermann und ein Schwarzer an meiner Seite waren rettungslos von der Flut mitgerissen worden. Ich stürzte an das Ruder, doch der Kutter war bereits zurückgeworfen, ohne zu kentern. Die niedergehenden Regenmassen schienen uns begraben zu wollen. Wir rasten mit dem Sturme dahin. Alles war grau in grau. Zum Glück ließ der Regen keine zu hohen Wellen mehr aufkommen. Nach wenigen Minuten war die Gewalt des Unwetters gebrochen. Da ich ungeheuer ermattet war, rief ich mit heiserer Stimme einen Schwarzen, das Ruder zu führen. Raum abgelöst, sank ich wie tot nieder.

Als der Tornado sich verzogen hatte, tauchte vor uns auf Steuerbordsseite Land auf. Wir kannten es nicht, trotzdem befolgten wir die Weisung der Dualafreunde: Immer so segeln, daß das Land zur Rechten bleibt. Nun konnte ich, nachdem die Schwarzen Verhaltensmaßregeln bekommen hatten, ruhig schlafen.

Nach einigen Stunden erwachte ich, in Schweiß gebadet. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Ihre versengenden Strahlen fielen erbarmungslos auf uns herab. Nach den bestimmten Aussagen der Bootsleute hatten wir Viktoria noch immer nicht passiert. Und obwohl ich die ganze Küste Kameruns von Kampo bis Rio-del-Rey kannte, so erschien auch mir das Land unbekannt. Aber Geduld! Einmal kommen wir doch ans Ziel. Ich stärkte mich mit Zwieback und Wurst; die Schwarzen aßen Bananen. Bald stellte sich großer Durst ein. Das

Wasserfaß war aber nach der Behauptung der Bootsleute über Bord gespült worden. Wir segelten den Tag, wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Der Morgen brach an, und mit ihm die Qualen des langsamen Verdurstens. Leises Wimmern erscholl von den Schwarzen. Mit geschlossenen Augen oder stieren Blicken lagen sie da, ihr Ende erwartend. Bierzehn Stunden saß ich schon am Steuer, zeitweise vollkommen geistesabwesend. Immer wieder durchsuchte ich meinen Koffer, ob nicht etwas Trinkbares vorhanden sei; vergebens. Plötzlich erinnerte ich mich, daß sich eine große Flasche mit Medizin bei den Waren, die für Bibundi bestimmt waren, befände. Es war Sandelholzöl. Ich nahm einen Schluck und gab den Schwarzen auch etwas. Es schmeckte gräßlich, half aber.

Gegen Mittag erblickte ich endlich vor uns den Mongoma-Loba. Dort lag unser Ziel, dort winkte die Rettung. Aber ein dumpfer Kopfschmerz nahm bei mir von Minute zu Minute zu; langsam kroch das Fieber durch die Adern. Ich vernahm das Stöhnen der Schwarzen nicht mehr. Die Sinne schwanden — und ich verlor das Bewußtsein.

»Also doch! Na ja, Unkraut verdirbt nicht!« Diese Worte schlugen an mein Ohr, als ich wieder die Augen öffnete. Ich lag in der Wohnung des Leiters der Bibundipflanzung. Besorgt blickte mich mein Gastgeber an: »Es war höchste Zeit, daß Sie endlich zu sich kamen!« Nach dem Genuße einer Tasse Brühe fiel ich in einen langen Schlaf. Am andern Morgen war ich dann wieder hergestellt, und Herr N. erzählte mir von meiner Rettung. Er hatte den Kutter steuerlos auf hoher See erblickt und ihn durch zwei Leute mit einem Kanu einholen lassen.



Wettrudern der Kriegskanus der Häuptlinge Bell und Akwa.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

Wir hatten, aus dem Kurs gebracht, — Fernando-Boo umschiffst!“

Im April beginnt die tornadolose Zeit, d. h. es blizt und donnert nicht mehr, aber es regnet und regnet jeglichen Tag und regnet in den Mai und Juni und regnet in den August und den September hinein. Aber in den beiden letzten Monaten setzt der „ewige“ Regen schon stunden-, ja tage- und wochenweise aus, und im Oktober gehts allmählich „in den Winter“, in die Trockenzeit hinein. Welch ein Klima! Und doch schön, weil erhaben und gewaltig.

Von Urwaldleuten.

Die Duala.

„Ngo, komm schnell, führe meinen Fischkahn zum Dualalande!“ Und Ngo hörts und kommt und treibt das Kanu aus dem Dualahaff nach „Bells und Akwas Stadt“. O ja, Ngo versteht die Trommelsprache und ist dem Dualamann gewogen. Aber der Fischer weiß auch, wann Ngo zu sprechen ist, und ruft ihn nicht zu unrechter Zeit an; er nimmt seine Hilfe erst am späten Nachmittag in Anspruch. Wie freuen sich auch die Weißen in Duala und Bonaberi, wenn der kühle Geist, ein leiser Windhauch, etwa um 4 Uhr vom Meere haff- und flußaufwärts naht, das heiße Angesicht zu umfächeln und vielleicht einen feinen Sprühregen auf den vor Hitze geborstnen Lehmboden und die staubbedeckten Pflanzen niederrieseln zu lassen!

Der Dualamann nimmt seine „Sprechkiste“ auf den Fischfang mit. Wie leicht könnte er auch einmal in Gefahr

geraten; dann würde er mit seiner „Elimbi“ andere Fischer zur Hilfe herbeirufen. Nähert er sich mit gutem Fang seinem Dorfe, so gibt er auf dem Instrument seinen Frauen Kunde: „Kommt, kommt, holt viele Fische vom Strande!“ Auch ruft er mit der Elimbi einen Bruder aus dem nächsten Dorfe im Busche herbei, daß dieser sich eine Portion mitnehme. Einem andern Verwandten jedoch trommelt er zu, daß er nichts vom Fang abbekomme, weil er ein Lump und ein Betrüger sei. Wie weiß der kundige Mann aber auf der Sprechflöte seinem eben verstorbenen Onkel zu schmeicheln und aller Welt kund zu tun, daß Ngoſo sein bester „Vaterbruder“ gewesen sei und die fettesten Frauen, größten Hütten, neuesten Netze, fruchtbarsten Ölpalmen, zahlreichsten Ziegen, ja sogar einen Zylinderhut besessen habe und daß man bei seinem Begräbniſſe 20 Liter Rum trinken werde! Hohe Ehre widerfährt dem „Künstler“, wenn er vom Gouvernement beauftragt wird, den Fluß hinaufzufahren, um die Anwohner in den verschiedenen Dörfern mit der weitſchallenden Elimbi zum Gerichtstage oder zur Geburtstagsfeier des Oberhäuptlings aller Deutschen und Kameruner, des Kaisers, oder zu einer bestimmten Arbeit zu laden. Er wird sogar als amtlicher Trommler angestellt und verpflichtet.

Nicht jeder Duala versteht es, die „Kiste“ zum richtigen, verständlichen Sprechen zu bringen; im Gegenteil, es ist die Kunst weniger, und diese lassen sich für die Trommelei tüchtig bezahlen. Das Dualavolk hat ein Recht, stolz darauf zu sein, daß es unter seinen 20 000 Angehörigen einige Hundert Mann habe, die die Elimbi handhaben und deren Schallzeichen verstehen können. „Ihr habt die Schrift, den Brief, das Buch; wir haben etwas Gleichwertiges,

die Trommelsprache“, so sagte einst ein Duala zu seinem Weißen. Die Sprechfiste wird aus einem Baumstamm hergestellt, indem ein Kloß Rotholz innen ausgehöhlt wird, und zwar so, daß die eine Seitenwand dicker als die andere bleibt und, mit einem Klöppel angeschlagen, einen tieferen Ton als die dünnere gibt. Der Trommler legt die Eimbi, wenn er auf dem Boden sitzt, vor sich auf die ausgestreckten Beine oder bei der Flußfahrt quer über die Ränder des Kanus und bearbeitet sie mit zwei Schlegeln.

Man kann die Trommelzeichen auch schriftlich, in Zahlen oder Noten, festlegen. Ein Beispiel:

f c f — f c — f c f — f c

4 1 4 — 4 1 — 4 1 4 — 4 1 = Auf, an den Strand!

1 1 1 4 1 4 1 — 1 1 1 4 1 4 1 = Wettrudern!

1 1 1 1, in langsamerem Tempo getrommelt, bedeutet:
„Ich verstehe.“

So hat jedes Wort, jede Redewendung ein Trommelzeichen, d. h. eine bestimmte Reihenfolge von Tönen. Personen- und Ortsnamen werden durch Umschreibung gegeben, z. B. Herr Müller (angenommen) „der große Herr“, Herr Schulze „der böse Mann“, Herr Schmidt „der an der Brücke Wohnende“. Da die Schwarzen meist selber Namen nach Gegenständen oder Tieren haben, z. B. Stuhl, Haus, Elefant, Leopard, so fällt es den Trommlern leicht, einen Landsmann auf dem Instrument als „Mann vom Stuhl“, „Kind vom Haus“, „Mensch=Elefant“ oder „Mensch, welcher Leopard ist“ zu bezeichnen. Deutschland ist „das Land der Weißen im Westen“. Der Lehrer ist „der Mann vom Buch“.

Um die Trommelsprache sich vollständig anzueignen, dazu gehört viel Geduld, Zeit und Übung. So mancher

Negerjüngling fängt die Erlernung an und läßt das Studium bald im Stich, da es ihm zu schwer ist. Ganz wie es bei uns mancher Lehrlinge tut. Wer die Sprechfiste vollkommen bearbeiten kann, vermag darauf sogar ganze Geschichten zu erzählen.

Die Duala erzählen sich gern und viel Märchen. Besonders in den zauberhaften, mondhellen Nächten sieht man im Dorfe manchen Kreis von Kindern und Erwachsenen um einen Erzähler hocken. Dieser kann aber auch lebhaft darstellen. Er hilft dem gesprochenen Worte mit Händen und Füßen nach, kräht, brüllt, bellt, quiekt und grunzt, ganz wie es im Märchen vorkommt. Wollen wir mal eine „Geschichte“ hören?

„Der Ngolon und die Schildkröte“.

(Der Ngolon ist eine Antilope, fast so groß wie ein Hirsch!)

„Der Ngolon und die Schildkröte machten eine Wette mit einander. Sie wollten sehen, wer am schnellsten von ihnen laufen könne. Wer von ihnen zuerst zum Ziele käme, sollte vom andern eine Frau erhalten. — Die Schildkröte hatte einen klugen Einfall. Sie ließ alle Schildkröten aus ihrer Verwandtschaft kommen und sich in bestimmten Entfernungen von einander aufstellen. Nun begann der Wettlauf. Jedesmal, wenn der Ngolon an einer Schildkröte vorbeilief, dachte er, es sei diejenige, die die Wette mit ihm gemacht hatte, und lief schneller. Da er aber nun doch immer noch eine antraf, lief er so schnell, daß er bald niederstürzte und die Wette verloren gab. So bekam die kluge Schildkröte eine Frau des Ngolon.“

Jeder, der dies Märchen hört oder liest, wird sagen: „Das ist ja unsere Fabel vom Hasen und Swinegel!“ Es ist aber ein echtes Dualamärchen. Ja, die Neger haben

nicht minder als wir eine lebhaftere Phantasie; man lacht auch gern, wie bei uns daheim, wenn es in der Erzählung wie in der Wirklichkeit vorkommt, daß der Schlaue dem weniger Klugen einen listigen Streich spielt. Viele Rameruner „Geschichten“ sind freilich kindisch, lächerlich und wertlos. Von einer sinnigen Auffassung der Tier- und Menschenwelt zeugt aber folgendes Märchen.

Der Tausendfuß und die Spinne.

Der Tausendfuß (eine Art Raupe) und die Spinne waren gute Freunde. Eines Tages sprach er zu ihr: „Meine Freundin, die Menschen sind gewiß ganz taub. Du weißt, daß, wenn ich auf der Erde gehe, meine tausend Füße ein Geräusch machen, als ob ein Dampfer „sch—sch—sch—“ fahre. Allein die Menschen hören mich nicht; erst wenn ich ihnen auf den Leib steige, sagen sie: „Das ist ein Tausendfuß“.

Nun versetzte die Spinne: „Mein lieber Freund, ich glaube, die Menschen sind auch blind. Wenn ich nämlich ein Haus baue, groß und stark, aus tausend Striden, und die Menschen kommen heran, so sehen sie es nicht, sondern stolpern darüber hinweg und zerstören meinen Bau.“

Der Tausendfuß sprach weiter: „Die Menschen sind nicht nur taub und blind, sondern auch sehr dumm. Sie verunstalten ihren Leib. Zwar gehen sie zuerst nadend, so wie es Loba (Gott) haben will. Wenn aber das Kind fünf Jahre alt wird, so bindet es ein Stück Zeug um die Hüften. Später nehmen sie ein größeres Tuch und verhüllen sich bis unter die Arme hin. Auch decken sie etwas auf ihren Kopf, damit weder Regen noch Sonnenschein darauf kommen kann. Wenn es regnet, zeigen sie dazu noch mit einem großen Dinge nach oben. Ja, wenn die

Menschen nicht so dumm wären, dann würden sie ihren Körper nicht verhüllen und Regen und Sonnenschein darauf kommen lassen, so wie es Loba haben will.“

Die Duala haben auch einen Schatz von Sprichwörtern. So manches Duala-Spruchwort ist einem unserer deutschen Weisheitsprüche ähnlich, z. B.: „Kleine Sache bringt große Sache.“ (Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.) „Du wolltest mir einen Krebs geben, nun hast du welche an allen Fingern“. (Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.) „Ein Elefantenzahn ist wertvoller als der ganze Elefant“. (Das Hemd ist mir näher als der Rock.) „Eine Flasche Petroleum verdirbt ein ganzes Faß Rum“. (Ein räudiges Schaf steckt die ganze Herde an.) „Es ist keine Sache, die nicht zum Prozeß kommen kann, und bei den Duala sind alle Sachen“. „Mein Kahn ist voll von Gütern des Ngoß'a Doo“. (Scherzhast; Ngoß'a Doo gilt als der Erfinder der Sprechtrommel; Sinn der sprichwörtlichen Redensart: Ich habe nichts als eine Sprechfiste im Kanu.) „Du bist wahrheitsliebend wie Kal'a Ngando.“ (Kal war der größte Lügner.) „Der Edelstein der Schlange macht die Menschen habgierig.“ (Märchen von einer Schlange, die einen Diamant im Kopfe trägt.) „Die Ölpalme beneidet die Blätter der Weinpalme, und die Weinpalme beneidet die Nüsse der Ölpalme.“ „Lehrst du das Kind eines Freien, so fühlt es sich Waise.“*)

Märchen und Sprichwörter führen uns in die Denkweise und Gesinnungsart der Duala ein. Man sieht es den vielfach so häßlichen Gestalten nicht an, welche Einbildungskraft und welcher Verstand in ihnen steckt. Aus den vor-

*) Vgl. Seite 71.

her angeführten Beispielen ihrer Erzähl- und Redeweisheit können wir zwar auf Gerechtigkeitsgefühl, aber auch auf List, Verschlagenheit, Lügenhaftigkeit, Prozeßsucht und Habgier in ihrem Charakter schließen. Dazu kommt noch die sprichwörtliche „Negerfaulheit“, die jedoch aus der Natur des Landes zu erklären und daher zu entschuldigen ist. Viele Duala sind, weil sie im Hauptorte wohnen, bereits auffallend von der Kultur belehrt. Leider artet ihr Bestreben, es dem Weißen nachzutun, sehr oft in Eigerltum aus. Man sieht recht viele fragwürdige Gestalten in Lackshuhen, Manschetten und hohem Kragen steif einherstolzieren, einen dicken Stock, möglichst mit Elfenbeinkrüde, schwingend. Die schwarzen Damen führen äußerst gern Staatskleider, Federhüte und Sonnenschirme spazieren, was aber den Holden bei ihrer „Anmut“ nicht zu verargen ist. Die Duala sind nicht nur Fischer, sondern auch Jäger, die im Busche Fallen stellen, Fallgruben graben oder das Wild mit dem Speer erlegen. Seltener übt ein „Jagdmann“ das edle Weidwerk mit einem Steinschloßgewehr aus. Daß den Dualajägern die Jagd nicht gerade großes Vergnügen bereitet, sondern daß sie es vorzögen, daheimzusitzen, wenn nur das Wild von selbst „in die Küche“ gelaufen käme, beweist folgendes Märchen:

Ein Jüngling kaufte von einem alten Manne einen Speer. Der alte Mann sagte zu ihm: „Wenn du mit diesem Speer einen Elefanten stichst, so geht er ganz allein weiter in den Wald und tötet noch 100 Elefanten. Dann kommt er zu dir zurück. Sagst du nun: »Speer, ich habe dich nicht gestohlen, sondern gekauft«, so legt er sich in deine Hand; sagst du aber diese Worte nicht, so tötet er dich.“

Als nun eines Tages der Jüngling auf die Hulf ging, um Elfenbein und Palmkerne zu verkaufen, stahl ein anderer Mann den Speer und ging damit auf die Elefantenjagd. Er erstach einen Elefanten, und der Speer tötete noch 100 Tiere; dann lehrte er zu dem Manne zurück. Doch dieser wußte nicht, was er zu sagen hatte. Da tötete ihn der Speer und begab sich darauf zu seinem Herrn. Dieser wußte gleich, was geschehen war, und sprach zu den Leuten: „Ich sagte euch ja, wer meinen Speer stiehlt, muß sterben. Sucht nur im Walde, dort werdet ihr den Dieb tot finden.“ Und sie suchten und fanden den Toten und 100 erstochene Elefanten, brachten alle 200 Zähne dem Jüngling und riefen: „Nimm alles, denn wir fürchten uns vor deinem Speer.“ Und der Jäger hatte es allezeit gut. Dazu besaß er noch einen wundersamen Vogel, der für ihn Briefe schrieb und die Palmkerne und das Elfenbein nach Deutschland sandte. Ja, so war es. —

Das Hauptgeschäft der Duala ist jedoch der Handel. In früheren Zeiten durfte (wie schon erzählt) kein Volk des Hinterlandes seine Waren, die es durch die Dualahändler kennen gelernt hatte, direkt von den Weißen holen; man ließ niemanden zur Seekante. Alles mußte die Zwischenhand der Dualaleute ansprechen, in der infolge willkürlichen Preisausschlages ein großer Gewinn zurückblieb. Diesem die Ausbreitung der Weißen hindernden Zwischenhandel ist, nicht ohne Gewalt, gesteuert worden. Nunmehr herrscht für alle Stämme Freihandelsrecht. Die deutschen Faktoreien schieben sich immer weiter in das Land hinein und bieten den Inland-Eingeborenen Gelegenheit, sich ihre „Luxusgegenstände“ zu angemessenen Preisen aus erster Hand zu kaufen, was nicht ausschließt,

daß Dualahändler noch immer gute Geschäfte machen, indem sie mit Trustwaren (auf Kredit gegeben) in den Busch gehen, um zu schächern und — zu betrügen.

Von musikalischer Begabung der Duala zeugt die Tatsache, daß etwa 20 Duala-Jünglinge beim deutschen Stabe in Soppo unter Leitung eines weißen Kapellmeisters eine Musikkapelle bilden, die Erstaunliches leistet, besonders wenn man bedenkt, daß die meisten von ihnen vor Eintritt in die Schutztruppe noch gar keine Notenkenntnisse besaßen.

In der Gegend am Buri wohnten vor 200 Jahren die Bassa. Diese wurden von den Duala, die aus dem Süden über den Dibambu kamen, teils verdrängt, teils zu Sklaven, d. i. verpflichteten Haus- und Feldarbeitern gemacht. Die „Sklavendörfer“ liegen flußaufwärts hinter Bonebela oder im Busch. Im Gegensatz zu den Sklaven nannten sich die Duala „die Freien“. Nun verstehen wir die Redensart: „Lehrst du das Kind eines Freien, so fühlt es sich Waise;“ d. h. man darf den Sohn des echten Duala nicht zurechtweisen, da das bereits seine Eltern tun.

Wie sehr die Kultur die Duala bereits beleckt hat, beweisen so manche ihrer prächtigen Hochzeitsfeste. Im Juli 1903 feierte Sam, ein Sohn des Häuptlings von Tokoto, in dessen Gebiet die Kasernen liegen, sein Verheiratungsfest. Dazu hat er auch deutsche Offiziere, die der Einladung entsprachen. Das Ehepaar wurde vor einem Missionar in der Kapelle getraut, und dann begab sich alles in einem langen Zuge nach dem Dorfe, wo in einer großen Laube an langen Tischen für 60 Personen gedeckt war. Es gab Reis, Ziegen-, Schaf- und Schweine-

fleisch, Fische aller Arten und als Getränk Palmwein und Hamburger Bier. — Nicht selten weist die Hochzeitstafel der Duala perlenden Sekt auf!

Die Bakwiri.

Wer in Vittoria wohnt, lernt die Bakwiri kennen, mit denen er sich, wenn er die Dualasprache studiert hat, einigermaßen verständigen kann, da ihre Sprache nur eine Abart der erstgenannten ist. Die eigentliche Stadt Vittoria ist zwar von Farbigen bewohnt, die von der Insel Fernando = Poo stammen; aber gleich hinter dem schmucken Orte beginnt das Bakwirdorf, das sich tief in den Busch hinein erstreckt.

Will man die Bakwiri „vom Lande“ kennen lernen, so bietet dazu der Markt in Vittoria reichlich Gelegenheit, der zweimal wöchentlich auf dem weiten Sandstrande abgehalten wird. Hier verlaufen sie Eier, Bananen, Maiskolben, Jams, Koko, Honig, Palmkerne, Kautschuk, Ziegen, Schweine, Matten, Körbe und Töpfe; dafür handeln sie Fische von den Isubuleuten der Halbinsel Bimbia und europäische Waren in den Faktoreien ein. Man macht die Wahrnehmung, daß die Bakwiri durchweg hochgeschossene, aber hagere Leute von hellkaffeebrauner Farbe sind, bei denen besonders die früh alternden Frauen durch ihre Häßlichkeit auffallen. Nicht selten sieht man Albinos mit weißflediger Haut. Es ist kaum glaublich, daß solch ein verkommener Stamm, wie es die Bakwiri sind, etwa 20 000 an der Zahl, in der herrlichsten Gegend der Erde, den Vorbergen und Abhängen des Lobagebirges, im Angesicht des majestätischen Ozeans, wohnt. Kein Jodler

und kein harmonisches Herdengeläut kllngt zu Tal, keine festen Häuser künden von einer höheren Kultur der Gebirgsbewohner, die es nötig hätten, sich ausreichend vor Nebel, Regen, Sturm und Kälte zu schützen; keine ausgebildete Religion und nicht ein Schein einer gefälligeren Art von Sitten und Gebräuchen legen Zeugnis davon ab, daß der Neger in einer reineren, gesunderen Natur einen höheren Standpunkt zu erklimmen vermag. Im Gegenteil, das Bakwirovolf war bis in die jüngste Zeit niedriger einzuschätzen als die Stämme des Tieflandes. Durch den Schnaps wurde es noch weiter in den Sumpf des Lasters hinabgezogen. Nunmehr macht sich jedoch infolge des Einflusses der deutschen Regierung, der Missionen und Pflanzungen eine langsame Wendung zum Besseren geltend. Das Leben der Bakwiri wird durch die sich weiter ausbreitende Tätigkeit der Weißen in nicht zu langer Zeit vollständig umgestaltet werden. Die im Busche zerstreut Wohnenden werden, nicht zu ihrem Schaden, gezwungen, ihre Hütten zu Dörfern zusammenzusetzen und gründlicheren Landbau zu treiben, um sich die Herrlichkeiten an Kulturgütern, die ihnen der Deutsche bietet, beschaffen zu können. Auch den Missionaren ist es angenehmer, wenn ihre Anhänger hübsch beisammen sitzen.

Bei einer Wanderung durch die Bakwiri-Gegenden muß man häufig Zäune und Baumstammtreppen übersteigen. Diese Einfriedigungen großer Buschstrecken dienen zum Schutze für das aufsichtslos weidende Vieh und zu Verteidigungszwecken. Die Viehzucht steht nicht etwa in hoher Blüte, sondern ist eine armselige, da die kleinen verwilderten Kühe nur zur Fleischnahrung dienen. Das Melken kennen die guten „Wilden“ überhaupt nicht. Recht

häufig sieht man bei den Bergbewohnern Ziegen und wollelose Schafe.

Im Erfinden von Gesängen sind die Bakwiri, wie auch manche anderen Eingeborenenstämme, unermüdlich. In Vittoria hörte ich von einer Gruppe, die auf einem freien Platze um ein Feuer „tanzte“, folgende Geschichte singen:

Ngole hatte einen großen Hund,
ja einen solchen großen Hund.
Ngole hat keinen Hund mehr,
sein Hund ist gestorben.
Leute, hört, was Ngole getan,
er hat sehr Schlechtes getan.
Ngole hat den toten Hund nicht begraben;
alle Bakwiri begraben tote Hunde.
Ngole hat den Hund ins Wasser geworfen,
dort oben im Dorf in das gute Wasser.
Ngole ist schlecht, der Weiße ist besser,
der weiße Mann tut so etwas nicht.
Leute, bringt den Ngole zum großen Herrn;
der Gobina wird ihn bestrafen.
Ihr Männer, geht nicht in Ngole's Haus,
trinkt heute kein Wasser aus dem Limbe.

Zum Tanz werden von einzelnen, manchmal einander abwechselnden Vorsängern z. B. folgende Worte nach bestimmter Melodie mitgesungen:

Wir führen einen Tanz auf.
Wir essen ein Schwein.
Wir singen beim Mondschein.

Der von allen Teilnehmern nach jedem Satze an-

gestimmte Rehrreim bejaht den Vortrag des Sängers in folgender Weise:

Ja, wir tanzen, jaaa, tanzen, jaaa.

Ja, das Schwein, jaaa, das Schwein, jaaa.

Ja, wir singen, jaaa, wir singen, jaaa.

Begräbnisse.

Bei meinem Nachbar war am frühen Morgen das Kind eines auf Besuch weilenden verwandten Weibes gestorben. Sofort wurden die umwohnenden Weiber zusammengerufen, um Klagen anzustimmen. Jede Frau heulte ihre eigene Melodie. Der Mann des Hauses begleitete das Jammergeschrei mit dumpfen Schlägen auf der Trommel und sang dazu ungefähr folgendes: „Ich klage um dich; dein Vater weiß es nicht, aber er wird es erfahren und auch klagen.“ Dann wurde einer Ziege mit einem Haumesser der Hals durchgeschnitten; noch blutgefüllt wurde das Tier in Stücke zerlegt, gekocht und gegessen. Unaufhörlich kreiste der Blechbecher mit Rum. Nach Beendigung der Todesfeier wickelte man das tote Kind in Tücher und transportierte es auf den Schultern zur Beerdigung nach Bimbia.

Bei einem anderen Todesfalle lamentierten die Weiber die ganze Nacht hindurch (den Schlaf des Weißen störend) bis zum Mittag des folgenden Tages. Etwa um drei Uhr wurde der Kasten, der den Leichnam barg, unter erhöhtem Wehgeheul zugenagelt, mit einem weißen Stück Zeug überzogen, das, obgleich es einen Heiden deckte, mit einem schwarzen Kreuz versehen war, und alsdann auf den Köpfen zweier Männer zum Friedhof

getragen. Kein Sang, kein tröstendes Wort; nur Geschrei ertönt. Eine Frau des Verstorbenen folgt mit einem Kinde auf der rechten Hüfte dem Sarge, unaufhörlich „o si ma lia“ („verlaß mich nicht“) rufend. Während des Begräbnisses scheuchen die daheimgebliebenen Weiber die bösen Geister vom Hause des Toten. Der Verstorbene erhält einen im Busch versteckten Platz zur Ruhestätte. An seinem Grabhügel wird ein Ast in die Erde gesteckt, auf dessen Zweigen die Lieblingsgegenstände, wie Netz und Zylinderhut, aufgehängt sind. An das Kopfende des Grabes stellt man eine Flasche mit Rum und auf den Hügel einen Blechkoffer. Glückliche Reise zu den Geistern!

Über ein Begräbnis am Lobagebirge berichtet Fräulein Grete Ziemann:

Einem Bakwiri war die zweite Frau gestorben, die nun in der Hütte im vollsten Staat aufgebahrt lag. Die Männer waren unter vielem Gefluge dabei, in der Mitte der Behausung ein Loch zu graben. Für die Reise ins Totenland („über das große Wasser“) hatte man der Frau einige Kalebassen voll Palmwein und eine sparsam bemessene Portion Kassada als Trank und Speise, ferner einen Dolch zur „Verteidigung gegen böse Mächte“ (besonders gegen „Mukasse“, eine Art Teufel,) und etwas Geld für den Bootsmann beigelegt.

Am dritten Tage nach dem Begräbnis ging das Geheul von neuem los; diesmal waren es die Klageweiber, die es verursachten. Sie tun es nicht etwa aus Freundschaft oder aufrichtiger Trauer, sondern machen sich aus der Totenklage ein Geschäft. Sie vergießen echte Tränen, können aber, angeredet, seelenvergnügt lachen. Nur wenn

die Unterhaltung zu lange währt, drehen sie sich um und sagen, sie hätten keine Zeit, sie müßten „weinen“, und heulen gleich drauf los wie die Schloßhunde.

Eines Tages kamen plötzlich die Weiber ganz aufgelöst und furchtbar weinend zu uns gelaufen und erzählten, daß oben im Gebirge ein Kind gestorben sei. Da es ein Christkind war, gingen die Schwestern (von der Ballottinermision) hinauf, und ich schloß mich ihnen an. Fernes Schreien ließ uns auch richtig die Trauerstätte finden, vor der wir eine große Anzahl von Weibern und einige Männer sahen, die dies unharmonische Konzert veranstalteten. Die Mutter schrie verzweifelt unter schrecklichen Gebärden am lautesten. In der mit äzendem Qualm angefüllten Hütte hielt das Weib das tote, ungefähr neunjährige Kind auf dem Schoße, umgeben von klagenden Frauen. Dazwischen liefen häßliche, langschänzige schwarze Säue mit ihrer Nachkommenschaft, sowie Schafe, Hühner und Ziegen umher. Plötzlich war alles still, die Mutter ging herum und redete mit den Geistes einer Beschwörerin: „Seid still, Johanna ist nicht tot, sie schläft nur; seid ruhig! O Gott, ich hatte von sieben nur noch dies eine Kind; wenn ich nach Buea ging, besorgte sie das Haus. Sagte ich: „Johanna, hol Holz“, so tat sie es. Nun ist sie tot. Nein, sie ist nicht tot“ usw. Und dann weinte sie wieder zum Erbarmen und stieß furchtbare Verwünschungen gegen Gott aus.

Die Eingeborenen lieben ihre Kinder abgöttisch. Niemals habe ich beobachtet, daß sie ihre Kinder schlagen; eher lassen sie sich von ihnen schlecht behandeln.

Über ein Begräbniß im Bassalande, nordöstlich von Duala, berichtet Frau Missionar Reimer:

Ein Mädchen von vier Jahren war (im Dorfe Njam-tang) gestorben. Das Geschrei der Frauen lockte uns von der Station ins Trauerhaus. Alle Frauen des Ortes saßen hier beisammen und wehlagten. Eine von ihnen hatte den Kopf der kleinen Leiche zwischen ihre Knie genommen, und so mußte das Kind bis Mitternacht in sitzender Stellung unter der Menge sein. Nach Beendigung der Totenklage wurde das Mädchen mit einem Kleide angetan, das es vor ein paar Tagen von der Mission erhalten hatte. Um seine Beine band man einige Blätter Tabak und legte ihm neben seinem Lager alle die Gegenstände, die es bei Lebzeiten gebraucht und sein Eigentum genannt hatte, wie Teller, Flaschen, eine Dose mit Salz, einen hölzernen Löffel, Perlen und Tücher. Am Morgen des andern Tages fand das Begräbniß statt. Die Toten müssen in der heißen Gegend bald beerdigt werden, da sie äußerst schnell verwesen. Frauen trugen die Leiche zum Grabe; ein Zauberer schritt voran. An der ziemlich tiefen Grube wurde das Kind auf eine Matte gelegt und von ihm alle Schmutzgegenstände, wie Perlen und Ringe, entfernt; auch wurden die Tabakblätter abgenommen. Hierauf stieg eine Frau in das Grab und legte eine schöne Matte hinein und darauf die Leiche, die dann mit Tüchern zugedeckt wurde. Der abgenommene Schmutz fand am Kopf und zu den Füßen Platz. Alsdann wurde die Tote mit Erde und Baumrinde zugedeckt. Darauf zogen die Begräbnisteilnehmer laut wehllagend zurück ins Totenhaus. Hier hatte ich Gelegenheit, die Mutter mit christlichem Troste zu erfüllen.

Daß es dahin komme, „daß Bassaland bald Gottesland werde“, dafür sorgt die Baptisten-Mission mit

Nachdruck. In jüngster Zeit hat sie ihr Arbeitsfeld um 20 Meilen nach dem Osten hin erweitert, indem sie dort die Station Ndogongi gründete.

Eine Reise im Kanu zu den Ubo und ins Bassaland.

Missionsinspektor Mascher berichtet aus dem Jahre 1908:

Am Morgen des 20. November stand unser Fahrzeug in Duala bereit. Es war ein ausgehauener Baumstamm von ungefähr 1 Meter Breite und 10 Metern Länge, leider etwas altersschwach. Zu meiner größten Verwunderung hatte man in dieses kleine Kanu außer unserer Reiseausrüstung, die aus 6 Kisten bestand, noch 4—5 Zentner Fracht und Proviant für die Station Njantang eingepackt, und dazu kamen 13 Ruderer, denn es ging stromaufwärts. Zu unserer Ausrüstung gehörten Feldbetten mit Moskitoschutznetzen, Kochtöpfe, Teller, Lassen, Löffel, Petroleumkocher, Sturmlampen, Waschschale, Wassereimer u. a. m. Für uns zwei Missionare standen in der Mitte zwei Liegestühle. Wir mußten ganz still sitzen, denn bei der geringsten Bewegung kam Wasser nicht nur durch die Löcher, sondern auch von den Seiten in das Fahrzeug.

Nach einer Stunde Fahrt sahen wir ein großes Krokodil, das auf einen über dem Wasser schwebenden Baumstamm geklettert und mit aufgesperstem Rachen eingeschlafen war. Der Knall unserer Büchse störte es in seiner Ruhe, und mit einem gewaltigen Sprunge verschwand das Tier in der Flut. Die Sonne brannte heiß

hernieder. Um sechs Uhr abends wurde es schnell dunkel; die Nacht brach herein, und doch hatten wir noch einige Stunden Fahrt. In der Ferne zog ein Tornado auf; die Blitze beleuchteten den ruhigen Wasserspiegel und den Urwald zu beiden Seiten des Flusses; auch erhellten sie zauberhaft den mit schwarzen Wolken bedeckten Himmel. Das Bild war herrlich. Bei dem Gesang der Ruderer genossen wir die stimmungsvolle Stille und Schönheit der Natur. Weiterhin ging es links in den Abfluß hinein; wir landeten um 10 Uhr, von den Missionsmitgliedern freudig begrüßt, in Bonakwasi. Unsere Ankunft wurde durch die Sprechtrummel bekannt gegeben, und trotz der späten Stunde kamen noch viele Eingeborene, um uns zu sehen.

Am andern Tage gingen wir nach dem Dorfe Miang und besahen ein Grundstück, das der Häuptling der Mission geschenkt hat. Es ist ein großes Stück Land, mit prächtigen Palmen bewachsen. Ungefähr 20 Meter davon entfernt, befindet sich ein Ort, wo unter einem großen Baume nach heidnischer Sitte den Verstorbenen Essen niedergesetzt wird. Gegen 25 Kochtöpfe standen dort zum Dienste bereit, und rings umher lagen viele frischgekochte Speisen, die von den Ameisen verzehrt wurden. Dann wurden wir auch von dem „Oberhäuptling“ zu einem „Fetischtempel“ geführt. Es war eine Hütte ohne Tür; wir mußten durch die Matten hineinkriechen. Im Innern befanden sich zwei Fetische, eine Art Vogelscheuche und ein Haufen alter Lumpen. Hier kommen die Leute zusammen und feiern ihre höchst anstößigen Feste. Vor allem sind es die Weiber, die an den heidnischen Sitten fest halten. Nicht eine einzige Frau aus Miang hat sich

bis heute befehrt. Aber die Jugend fängt an, den abergläubischen Gebräuchen kein Interesse mehr entgegenzubringen und verlangt neue Unterweisung. Nach einer Ansprache an die zusammengetrommelten Leute ging es zum Kanu zurück. Für die freundliche Führung gestatteten wir dem Häuptling, sich ein Geschenk im Werte von fünf Mark auszusuchen; wir waren nicht wenig erstaunt, als seine Wahl auf 10 Stangen Seife fiel.

Am Abend desselben Tages machten wir noch einen Besuch in Mangamba, der benachbarten Baseler Missionsstation, und wurden aufs freundlichste empfangen. Die Baseler Missionare haben in dieser Gegend eine ausgedehnte Arbeit, die wohl gedeiht. Am nächsten Morgen ging die Reise den Ubo abwärts und dann wieder den Wuri hinauf, da wir verschiedene Nebenstationen besuchen und schließlich über Land Njantang erreichen wollten. Überall fanden wir die eingeborenen Lehrer bei der Arbeit. In der Schule zu Bosua sind 78 Knaben und 45 Mädchen. Die Leute bauen jetzt ein Versammlungshaus aus Ziegelsteinen. — In Bwene hatten die Schwarzen eigentümliche Wünsche; einer bat um Nähnadeln, der andere fragte nach einem Treibriemen für seine Nähmaschine; der dritte wollte Medizin gegen Lungenschmerzen haben. Der Lehrer ersuchte uns, bei ihm über Nacht zu bleiben und die Elefanten zu schießen, die seinen Garten zerstörten. Leider mußten wir weiter. Von Kufulato aus begann die Reise zu Fuß. Ein beschwerlicher Marsch über Berge, durch Täler und Bäche!

Als wir etwa 2 Stunden unterwegs waren, kam uns eine Schar Menschen singend entgegen; es war die Schule aus Ndogobedi. Im Dorfe fanden sich viele

Eingeborene zusammen und lauschten unserer Erzählung. Die Häuptlinge errichteten in dieser Gegend überall freiwillig Schulen und Lehrerwohnungen und trugen etwas zum Unterhalt des Lehrers bei. Wenn wir nur mehr Lehrer hätten! Beim Dunkelwerden erreichten wir Masaka. Hier gab es sehr viel Interessantes. Der Oberhäuptling Mabet erwartete uns und beschenkte uns mit Holz, Bananen und einem Huhn. Als Gasthaus wählten wir die „Gerichtshütte“. Da diese an der Vorderseite offen ist, konnte jedermann sehen, was wir taten. Eine Menge Leute, besonders viele Frauen, beobachteten uns neugierig beim Abkochen. Während der Zubereitung unterhielt ich mich mit Mabet und erzählte ihm (mit Hilfe eines Dolmetschers), daß wir in Deutschland bessere Wege, Brücken, Eisenbahnen, elektrische Wagen und sogar Luftschiffe haben. Staunend hatte er zugehört, dann antwortete er: „Das alles brauchen wir nicht; wir müssen aber einen Lehrer haben, und den müßt ihr uns senden!“ — Am nächsten Tage erreichten wir Njamtang. Nicht lange darnach erschien auch vorgenannter Oberhäuptling auf der Station, um mit uns wegen des versprochenen Lehrers Kontrakt zu machen! Wir haben den Vertrag im Vertrauen auf die Hilfe aus der Heimat abgeschlossen. Zur Missionsstation Njamtang gehört eine Zöglingsschule, in der etwa 40 Knaben und Jünglinge aus den verschiedensten umwohnenden Stämmen Aufnahme gefunden haben. Daneben besteht auch eine Schule, in der ungefähr 30 Kinder der nächsten Umgebung täglich unterrichtet werden. Die Station ist bereits mit einem Gürtel von 13 Nebenstationen umgeben, auf denen eingeborene Lehrer arbeiten.

Von Njamtang ging es nach einigen Tagen Rast in südwestlicher Richtung zurück zum Wurifluß. Hierbei streiften wir Dörfer, wo noch nie ein Weißer hingekommen war. Es kam öfters vor, daß Schwarze, sobald sie unser ansichtig wurden, davonliefen und sich versteckten. Eine Mutter, die nicht ausrücken konnte, fing laut an zu weinen, weil sie fürchtete, wir würden ihren 12 Jahre alten Sohn mitnehmen. Wie augenfällig ist doch dagegen der Umschwung in einem Dorfe, wo ein christlicher (Schwarzer) Lehrer wirkt! Alt und jung kommt dem Missionar zutraulich entgegen und reicht ihm die Hand.

Bei den Bakoko.

In den Urwäldern südlich vom Sanaga hausen die Bakoko, welche mit den Batwiri, Duala und Bassa verwandt sind. Diese Verwandtschaft lassen einige Sprachbeispiele erkennen: Der Weiße heißt in Duala „muƙala“, in Bakoko „nkala“; zehn heißt dort „dum“, hier „djum“. Auch haben die Bakoko eine Trommelsprache, jedoch mit anderen Signalen, so daß ein Sprechstückenmann in Duala einen Bakokotrommler nicht verstehen kann. Man erkennt einen Bakoko an zwei ineinanderliegenden schwarzen Kreisen, die er sich in der Jugend eintätowieren (einritzeln und einfärben) läßt. Die Bakoko-Leute sind wohlgebaut, von scharfen Gesichtszügen und oft mit einer Ablernase begabt; ihre Sitten aber zeugen von tierischer Roheit. Ehe die deutsche Herrschaft im Lande aufgerichtet wurde, waren folgende Grausamkeiten im Schwange: Von neugeborenen Zwillingkindern wurde eins im Walde ausgelegt. In das Grab des Mannes

warf man auch einige seiner Frauen, nachdem sie vorher mit Keulenschlägen getötet oder sogar nur betäubt worden waren. Eine Todesstrafe bestand darin, daß man dem Verurteilten den Leib aufschlichte, mit Steinen füllte und den zuckenden Körper ins Wasser warf. Andere dem Tode Verfallene wurden gebunden den Tieren im Urwalde zum Fraße vorgeworfen. Bei gewissen Festlichkeiten wurde auch Menschenfleisch gegessen.

Wie seine Stammverwandten hält auch der Bakoko Lug, Trug und Diebstahl für erlaubt; er meint, der Schade, den sein Mitmensch erleidet, sei eine verdiente Strafe für seine Dummheit und Unachtsamkeit. Die Frauen werden wie bei den anderen „Völkern“ des Urwaldgebietes gekauft; der Kaufpreis besteht in Hunden, Ziegen, Schafen und Hühnern, aber auch in Töpfen, Körben und Matten; doch fordert der „moderne“ Vater von seinem zukünftigen Schwiegersohn nunmehr Rum, Zeugstoffe, Decken und als Krone der Güter einen Schirm, ein Gewehr (Steinschloßgewehr) und viel Pulver.

Die Bakoko lebten früher mit ihren Nachbarn in ewiger Feindschaft. Überfälle und Massenmorde waren an der Tagesordnung. Das hat nunmehr aufgehört, nicht weil die Wilden gesitteter geworden wären, sondern aus Angst vor den Hinterladern der Schutztruppe in Jaunde oder Edea.

Auch das Bakokoland wird in Bälde von einer Eisenbahn durchschnitten und der Kultur angeschlossen werden. Dann dürfte der Bakoko zu der Erkenntnis kommen, daß der große Gott „Olulume“ nicht irgendwohin weggegangen sei, sondern sich wieder um ihn kümmere und es mit Hilfe der Weißen nicht zulasse, daß andere Völker seinen Stamm

ins Meer treiben. Früher wohnten die Bakofoleute weit im Osten oder Nordosten; ihre Sagen erzählen, daß sie aus jener Heimat von „Ungeheuern mit vier Beinen und zwei Händen“ verjagt worden seien. Jene Ungetüme sind wahrscheinlich nichts anderes als Reiter gewesen, gelbe Fulbeleute aus Adamaua!

Über eine Reise durch Bakofoland berichtet Hauptmann Langheld aus dem Jahre 1903 folgendes:

„Um einen auffälligen Stamm zu bestrafen, marschierte ich mit 45 Soldaten von Edea nach Sakebajeme. Der Weg führte uns in einem südlichen Bogen durch Bakofogebiet. Dank der Vorarbeit der Missionare war die Aufnahme überall eine gute; die Eingeborenen brachten reichlich Nahrungsmittel, darunter Zuderrohr. Wir fanden die Wege gut ausgehauen, die Dörfer in reinlichem Zustand. Um so unglaublicher erschien das Aussehen der Leute; sie waren von Schmutz bedeckt, die Kinder voller Ausschlag; dabei flossen überall klare Bäche. In einem Dorfe, wo wir übernachteten, starb eine Frau. Sofort erscholl die Totenklage und störte unsern Schlaf. Am Morgen waren bereits alle Verwandten versammelt, und man begrub die Verstorbene in der Hütte. Ich erklärte den Leuten, daß das sehr ungesund sei, worauf sie antworteten, ein Mensch könne doch nicht wie ein wildes Tier im Walde verscharrt werden. So ist es in Afrika bei der eigenartigen Anschauungsweise der Neger häufig sehr schwer, die einfachsten gesundheitlichen Maßnahmen durchzuführen.

In Bifok besuchte ich die Schule der Baseler Mission und war über die Leistungen der Kinder erfreut. Sie sangen, rechneten und schrieben gut. An die besten Schüler

verteilte ich zwei Mützen und zwei Gürtel, was riesigen Jubel hervorrief. Der Häuptling trug bald Husaren-, bald Kürassier-Uniform.

In Satebajeme nahmen ich und meine Frau, die überall als ein Wunder angestaunt worden war, im schön gelegenen Missionshaus Wohnung. Von der Anhöhe sah man in der Tiefe den Sanaga dahinströmen. Felsen- trümmer erzeugen Schnellen und schließen die Schiff- fahrt aus.

Die Angelegenheit mit den Adogonem wurde fried- lich geregelt.“

Die Urwaldbewohner kennen keine Pferde. Welch einen seltsamen Eindruck ein Pferd auf sie macht, davon berichtet Morgen aus dem Jahre 1890:

„Als ich über den Mbam zu den Tchinga kam, staun- ten sie über mein weißes Aussehen. Sie glaubten, ich sei ein Geist oder habe schon im Grabe gelegen. Da langte ein Kanu mit einem Pferde an. Sie schüttelten verwun- dert die Köpfe und machten große Augen. Als ich aber in den Sattel stieg, brach ein nicht endenwollendes schal- lendes Gelächter los. Nun war der Bann gebrochen; einer nach dem andern kam zutraulich näher, und ein besonders Beherzter wagte es sogar, den Hals des fremden Tieres anzurühren. Da aber, o Graus, wackelte mein armer, müder Klepper mit den Ohren, und auf hundert Meter stob die Menge auseinander.“

Von einem anderen drolligen Vorkommnis, das uns in den Aberglauben der Eingeborenen einführt, erzählt Gutter. Als dieser Forscher 1891 nach Bali vordrang, mußte er sich durch das Land der räuberischen Banjang hindurchschlagen. In einem Dorfe stahl man der Truppe

einen Leierkasten, den Gutter dem Balihäuptling Garega zum Geschenk hatte machen wollen. Die Banjang bekamen alsbald heraus, daß das Ding „sprechen“ konnte. „Es ist ein Gott des Weißen“ meinten sie; „nun hat der weiße Mann seine Gewalt verloren.“ Der Leierkasten wurde alsbald in einem Fetischhäuschen untergebracht und nur bei feierlichen Anlässen hervorgeholt; dann ließ ein Fetischpriester den gefangenen Geist „reden“.

Wenn man die um den spielenden Leierkasten hüpfenden Schwarzen gesehen hätte, würde man meinen, sie seien gutmütige, kindliche Leute. Wie nett sie sagen: „Der Donner spricht! Die Flinte des Weißen spricht!“ Aber leider, welcher Grausamkeiten sind diese „Naturkinder“ fähig!

Von Menschenfressern.

Im März 1897 wurde eine Kompagnie der Schutztruppe nach dem Ngololande, westlich vom Rumpigebirge, gesandt, um dessen Einwohner für verübte Grausamkeiten zu bestrafen. Die Ngololeute hatten folgendes auf dem Kerbholz: Im Juli 1896 zog eine Gummi- und Elfenbeinkarawane des schwedischen Kaufmanns Waldau durch das Ngologebiet. Trotz vorgängig erteilter Erlaubnis des Durchzuges überfielen die Ngolos die Karawane, raubten die Waren und setzten fast alle Träger gefangen. Als die 160 Mann schon zu verhungern befürchteten, wurden sie auf die Dorfstraße von Ikon geführt, jedoch nicht in die Freiheit, sondern in den Tod. Häuptling Nateli ging die Reihe der gefesselten Gefangenen entlang und betäubte jeden einzelnen durch einen Schlag mit der Keule,

worauf den Niedergestürzten von den Begleitern des verlumpten Mörders der Hals durchgeschnitten wurde. In kluger Berechnung übersandte nun der Häuptling einige der geschlachteten Menschen den umliegenden Dörfern zum Verspeisen, um auf diese Weise die Schuld auf einen größeren Kreis von Ortschaften auszudehnen. Nur einigen Leuten der Karawane war es gelungen, nach der Küste zu entkommen.

Die Schutztruppe eroberte Ikon und brannte die umliegenden Farmen nieder, konnte aber weiter nichts ausrichten. Der Häuptling war entwischt.

Erst im Jahre 1901 wurde eine zweite Strafexpedition ausgesandt, der es gelang, sämtliche Häuptlinge zu unterwerfen. Die Unterwerfungszeremonien verliefen folgendermaßen: Die Häuptlinge entkleideten sich, fielen zur Erde und wälzten sich, weiß angestrichen, auf dem Leibe umher, dabei Sand und Lehm auf ihre Köpfe streuend. Darauf übergaben sie dem Oberleutnant Lehner eine ganz weiß bemalte Frau als Geschenk, ferner Ziegen, Hühner, Eier und Bananen.

Die Mafa am Oberlaufe des Njong sind zwar tüchtige Arbeiter, aber auch Menschenfresser. Sie fressen Menschenfleisch als Nahrungsmittel, verschonen auch ihre eigenen Toten nicht, kaufen Menschen und machen sie zum Schlachten fett. Ihnen gleichen die Njem, die am oberen Dscha wohnen; diese verspeisen aber nicht ihre Toten, sondern binden sie aufrecht an Bäume fest, damit sie sich um so schneller in Leoparden verwandeln können. Auch die Wute und Balinga aßen früher Menschenfleisch, jedoch nur das von Feinden; sie taten es in dem Glauben, dadurch mutiger und stärker zu werden. Einzelne Teile des Men-

sehen, z. B. die Leber, wurden früher bei gewissen Zauberfesten selbst von den Jaunde und Duala verzehrt. Daß, wenn auch nur im geheimen, Menschenfresserei bei den Wute zwischen Sanaga und Mbam noch im Jahre 1890 vorkam, beweist folgender Bericht des Forschers Morgen.

„Der Scharfrichter des Häuptlings stand im Ruf, Kannibale zu sein; daher war mir der Kerl mit dem breiten Schwert widerlich. Mit der Zeit jedoch machte ich die Entdeckung, daß unter der rauhen, tierischen Außenseite ein guter Kern steckte. Eines Abends, als er wieder mit einem Bunde Bananen und zwei Hühnern bei mir erschien, fragte er mich traurig, warum ich ihn nicht leiden könne. «Ngila ist mein Herr; was er mir befiehlt, das muß ich tun, und wenn es etwas Ungerechtes ist, so trifft ihn die Schuld und nicht mich.» Als ich ihm nun aber vorwarf, der er dafür bekannt sei, einer der Menschenfleisch fressenden Leute des Ortes zu sein, schüttelte er treuherzig den Kopf und sagte: «Ja, Herr, das ist richtig; aber ich bin nicht einer von denen, die das Fleisch der eigenen Landsleute fressen; ich verzehre nur das der gefallenen Feinde. Und das, Herr, ist doch noch nicht so schlimm, wie das, was du machst! Du trinkst rohe Eier und issest rohes Tierfleisch. Das kommt doch bei uns niemals vor. Wir essen nur das, was vorher gekocht oder gebraten ist. Rohes Fleisch essen in der ganzen Gegend nur die Tiere.“

Bei den Balinga stellte Hauptmann Dominik noch 1898 Menschenfresserei fest. Dieser Stamm hatte sechs Elfenbeinhändler bei ihrer Rückkehr von Jaunde nach Ngute überfallen, beraubt, geschlachtet und unter großen Festlichkeiten verzehrt. Auf dem Schauplatz des grausigen Mahles vermochte Dominik fast noch sämtliche Knochen der

Unglücklichen zusammenzufinden. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine eigenen Leute, meist Haussa, von einem Blutbade unter den Kannibalen abzuhalten. Der Balingahäuptling flüchtete, wurde aber eingefangen und erschossen; seinen Kopf sandte Dominik zum Zeichen vollzogener Sühne an den Häuptling des Ngutevolkes.

Da die Bute und Balinga nicht im Urwaldgebiet sondern schon in der Savanne leben, so ersieht man, daß der Kannibalismus sogar bei „besseren Menschen“, d. h. bei Völkern vorkam, die in Ackerbau, Kultur und Religion viel höher stehen als die Heidenstämme des Urwaldes.

Von bösen Geistern und Fetischen.

Manche Stämme, z. B. die Duala und Bakwiri, glauben an einen guten und einen bösen Gott. Ersterer heißt Loba, letzterer Mungi oder Mukasse. Wie Dulume bei den Bakoko, hat auch Loba keine Zeit, sich um den einzelnen Menschen zu bekümmern, also ist man an Mungi „verraten und verkauft“. Er kommt des Nachts aus dem Busche, um den Leuten, die er haßt, Schaden zuzufügen. Die Dualafinder fürchten ihn wie die deutschen den „schwarzen Mann.“ Wenn die Mutter ruft: „Mungi, komm, hol den unartigen Jungen!“, so schließt schreckliche Angst dem Taugenichts den Mund. Früher sollen die Duala viel zu dem guten Gott gebetet haben. Bei zunehmendem Mond ging der Hausvater abends auf dem Hofe hin und her und richtete an Loba meist folgende Bitte: „O Gott, ich habe eine Sache. Du hast uns geschaffen. Ich habe niemand Böses getan, noch Zauberei getrieben. Gib mir viele Frauen, Kinder und Sklaven!“ Um die Auf-

merksamkeit des Loba wach zu halten, pfiß der Bitter von Zeit zu Zeit auf einer Pfeife. Weil die Leute aber von dem guten Gott nichts befürchteten, vergaßen sie ihn allmählich. Ihr Glaube schrumpfte auf die Furcht vor Mungi und den bösen Geistern zusammen. Diese Entwicklung nutzten schlaue, betrügerische Leute aus, um Geheimbünde zu gründen, so den „Elung“, „Mungi“ und „Djengo“ bei den Duala, den „Jengu“ bei den Bakwiri, den „Losango“ bei den Barombistämmen und den „Ngi“ bei den Bakoko. Etwas Genaueres hat man nur über den „Mungi“ erfahren, der besonders in Bonaberi sein Wesen trieb. Hier hörte man tatsächlich oft die gräßliche Stimme des bösen Geistes aus dem Walde erschallen: „Hooo, hooo, hooo!“

Alles versteckte sich dann in den Hütten. Wen Mungi im Dorfe auf der Straße fand, nahm er in den Wald mit und „fraß ihn auf“. Der wahre Sachverhalt war der: Ein Mitglied des Bundes mußte durch eine geheime Medizin seine Stimme verändern, so daß sie hohl und heiser durch die Stille der Nacht schallte. Das unwissende Volk glaubte, bei dem Schredenstone wirklich den bösen Geist zu hören. Während alles in den tiefsten Winkeln versteckt zitterte, stahlen die „Mungileute“, was sie brauchten, besonders Nahrungsmittel, und gaben vor, der Geist habe das Verschwundene geholt. Oder man machte es einfacher: Mungi mußte brüllen, er wolle von dem und dem ein Schaf haben; aus Furcht, selber weggeholt zu werden, beeilte sich der Besitzer, das Gewünschte dem Boten des Bösen schnellstens zu überliefern. — Schredlich war das Los dessen, der vom Geheimbunde beschuldigt wurde, jemand bezaubert oder vergiftet zu haben. Die Eingeweiheten fingen den Betreffenden und schleppten ihn, an Hän-

den und Füßen gefesselt, in den Urwald zum „Mdum“, d. h. an den geweihten Platz des Geistes. In solchen Fällen durfte die Volksmenge zusehen. „Mungi“ jedoch war durch ein Didiacht den Blicken verborgen. Der Gefesselte mußte nun in die dicke Hede hinein. Dort hieb ihm ein Henker mit dem Buschmesser den Kopf ab; Gehilfen vergruben den Rumpf und warfen den Kopf über das Buschwerk vor die erschrocken Zuschauer, die voll Angst riefen: „Ho, ho, der Mungi hat ihn gefressen!“ Um die Leute bei dem Glauben zu erhalten, daß der Böse wirklich existiere, wurden Knaben mit verbundenen Augen an den Ort geführt, wo Mungi sein Brüllen hören ließ. Dort machte ein Mann den zitternden Jungen vier bis sechs Schnitte in die Brust, und sie bezeugten im Dorfe, daß Mungi sie gebissen habe. — Wollte ein Eingeweihter einen Gegner aus dem Wege schaffen, so konnte er es mit Leichtigkeit unter dem Vorwande tun, daß der Verschwundene vom Mungi geholt worden sei. Die Jenguleute dagegen brachten ihrem Opfer eine Medizin bei, an der es draufging. — So übten die Geheimbünde eine schreckliche Gewaltherrschaft aus, und es ist ein hohes Verdienst der deutschen Regierung, sie ausgerottet zu haben.

Mit Mungi wohnen auch die Geister der Verstorbenen im Urwalde, vielfach in Tiergestalt, z. B. als Schimpanse, Leopard und Krokodil, aber auch als großer Vogel. Man darf solche „Menschtiere“ nicht töten. Als einmal ein Deutscher bei Johann-Abrechtshöhe einen Schlangenhalsvogel erschöß, beschuldigte man ihn wütend, den Häuptling umgebracht zu haben, der als Vogel hätte Kriegszauber aus dem Wasser holen wollen.

Um irgend welche Geister zum Schutze herbeizurufen, weihen ihnen die Urwaldheiden gewisse Gegenstände, in denen jene wohnen können, sei es auch nur eine Muschel oder ein Stück Holz. Westlich vom Lobagebirge stellt man große Steinplatten, Basaltsplitter, im Hause auf und malt ihnen Menschengesichter an. Andere Stämme errichten mitten im Dorfe einen Pfahl mit Pflöden, an die man Töpfe hängt. Meist schnitzt man jedoch frazenhafte Holzfiguren; dies sind die echten Fetische. Als einst ein schwarzer Soldat einem Barombimann ein Bananenblatt abschnitt, band der „Bestohlene“ drei hölzerne Männchen, die Glöckchen trugen, zusammen, stellte sie auf die Straße und züchtigte sie mit einer Rute, dabei fortgesetzt rufend: „Warum habt ihr mir meine Bananen nicht bewacht!“ — Unter „Fetisch“ wird aber auch Gift verstanden. Wer „Fetisch machen“ muß, wird gezwungen, Gift einzunehmen. Nun hat es aber der Fetischpriester in der Hand, dem der Tötung seines Gegners Beschuldigten, je nach den Geschenken, die dieser ihm zukommen läßt, ein mehr oder minder starkes Gift zu verabfolgen. Bleibt der Fetischschlucker am Leben, so wird ein anderes Opfer herbeigeholt.

Zu gewissen Zeiten werden Tänze mit greulichen Masken aufgeführt; die verkleideten Tänzer sollen wahrscheinlich wiedergekehrte Tote darstellen.

Ein weniger gefährlicher Bestandteil des Aberglaubens ist das Tier-Orakel. Aus den Bewegungen bestimmter Tiere, z. B. der Krabben, Erdspinnen und Schildkröten, sucht man die Zukunft zu erraten.

Welch eine Finsternis lastet auf den Völkern des Urwaldgebietes! Wie muß man sich freuen, daß den von

bösen Geistern besessenen Elenden ein Morgenrot zu leuchten beginnt!

Durch Buleland.

Hauptmann Langheld berichtet: Am 11. Mai 1901 marschierte ich von Kribi ab, um das Gebiet der Bule zu besuchen. Am 16. Mai war die Station Lolodorf erreicht. Sie liegt auf einem Hügel am Lokundsche-Fluß und gewährt eine wundervolle Aussicht über Ngumba- und Buleland. Wie ein Meer breitet sich der Urwald aus, überragt von malerischen Bergkuppen. In der Nähe der Station haben sich deutsche Kaufleute und amerikanische Missionare niedergelassen. Alle Gebäude sind sauber aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und mit Palmblättern gedeckt. Auf dem Hofe tummelten sich ein Schimpanse, einige andere Affen und 5 Papageien.

Weiter ging es unter strömendem Regen nach Ebolowa. Unterwegs trafen wir Bulemänner beim Wegebau. Es sind große, starke Menschen. Die Dörfer werden auffallend sauber gehalten. In ihren Farmen sah ich außer Bananen Mais, Ananas und Pfeffer angebaut. Die Frauen trugen Perlen Schnüre um Hals und Leib, Messingringe an Armen und Beinen und ein kleines Schürzchen aus Gras oder Tuch. Wie überall verwenden sie große Sorgfalt auf die Haartracht. Häufig wird der Körper mit Palmöl und roter Erde eingerieben.

In der recht einfach gebauten Station Ebolowa fand ich alles in bester Ordnung. Von hier ging der Marsch auf neuen Pfaden zurück nach Kribi. Buleland war unterworfen und machte überall einen friedlichen Eindruck.



Pflanzung am Loba-Gebirge.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

Was die Eingeborenen anbauen.

Ein Hauptnahrungsmittel der Kamerunneger ist die Banane. Die Bananenstaude schießt üppig empor und gibt den Hüttenreihen einen wirksamen Hintergrund; ihre großflächigen Blätter erreichen oft eine Länge von 4 m. Kaum möglich erscheint es, daß eine Pflanze, die keinen Holzstamm hat, ein Bund von Früchten bis zu 1 Zentner Schwere hervorbringt und zu tragen vermag. Die Bananengurken sind das beliebteste Nahrungsmittel der Neger; sie werden in Palmöl gekocht oder am Feuer geröstet und auch zu Mehl verrieben. Eine minderwertige, sehr lange Sorte der Bananenfrüchte, *Planten* genannt, ist für Europäer kaum genießbar. Die Bananenstaude wird ausschließlich durch Wurzelschößlinge fortgepflanzt.

Von der Banane erzählen die Duala ein Märchen:

Die Banane brachte zuerst Früchte wie der Jams, die Kolokasie und die Batate, nämlich Knollen in der Erde. Das gefiel ihr aber nicht; daher wuchs sie in die Höhe wie ein Baum und sprach: „Ich glaube, jetzt ist es gut, wenn ich oben Früchte bilde, die nicht mehr so schmutzig sind wie die Knollen.“ Da wurde der Jams neidisch und sagte: „Du bist ja recht stolz geworden. Glaubst du, daß ich nicht auch so hoch kommen kann?“ Er strebte nun hinauf; allein seine Zweige waren zu schwach und bogen sich um. Er mußte an der Erde bleiben.

Ein weiteres wichtiges Nahrungsmittel der Urwald-Kameruner bilden die Knollen der Kassadapflanze. Sie werden bis zu 4 kg schwer. Leider gibt die fast ausschließliche Bananen- und Kassada-Speise den Leibern der Eingeborenen ein häßliches, geschwollenes Aussehen.

Auch Erdnüsse gehören zur täglichen Speise. Der Erdnußstrauch ist ein einjähriges, unscheinbares Gewächs, das Ähnlichkeit mit einer Bohnenstaude hat. Er gedeiht am besten auf kalkhaltigem Boden. Seine Früchte sind ihrer Entwidlung nach von seltsamer Art. Nach der Blüte biegen sich die Fruchtstiele abwärts und bohren sich in den Boden hinein. Hier im feuchten Erdreich entwickeln sich die „Nüsse“, die in den beiden, durch eine Einschnürung getrennten Hälften zwei ölreiche, braune Kerne von angenehmem, bitterlichen Geschmack enthalten. Fast jedes Kind der deutschen Großstadt kennt diese wunderlichen Erdfrüchte; sie dienen bei uns nicht nur als Erfrischungsmittel, sondern es wird aus ihnen auch ein gutes Speiseöl gewonnen, das von Olivenöl kaum zu unterscheiden und doch billiger ist. Leider werden in Kamerun noch viel zu wenig Erdnüsse angebaut.

Im Graslande kommen Banane und Erdnuß weniger gut, stellenweise garnicht vorwärts. Dort ist Hirse die Hauptnahrungspflanze; daneben baut man etwas Reis, Mais und den ölliefernden Sesam.

An Obstfrüchten werden von den Eingeborenen des Urwaldgebietes hier und da Mango (eine Art Pflaume) und Orangen gezogen; am häufigsten bemerkt man in der Nähe der Wohnstätten Papaya-Bäume, die faustgroße, grüne Beeren tragen; diese enthalten ein weiches, saftiges Fruchtfleisch, das im Geschmack an Zuckermelonen erinnert. Bei Duala und Bipindi am Njong stehen einige alte Baobabs oder Brotfruchtbäume; zahlreicher gedeihen diese im Grasland.

Einer der am weitesten verbreiteten Bäume Kameruns ist die Ölpalme. Ihr häufiges Vorkommen in der Nähe

der Ortschaften verrät, daß sie, ursprünglich eine Kulturpflanze, erst durch Verwilderung in den Busch gekommen ist. Ganze Wälder von Ölpalmen trifft man in Banjang am Rande des Hochlandes, zwischen Fontem und Bali, an. Mit ihrer breiten, vollen Krone von etwa 20 sanft gebogenen Wedeln, die im leisesten Windhauch wallen und wogen, ist die Ölpalme eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Sie erreicht nicht ganz die Höhe der Kokospalme und macht daher bei der Länge der Wedel, die nicht selten 7 m beträgt, einen massigen Eindruck. Unter der Krone entwickeln sich in der Form von Riesen-Erdbeeren die Fruchtstände, die aus rotgelben Pflaumen bestehen und bis zu 50 kg schwer werden. Von jedem Baume gewinnt der Urwaldmann jährlich etwa $\frac{1}{2}$ Pfund Öl; außerdem liefern die abgeschnittenen Blütenstände der Palme ihm sein berauschendes Lieblingsgetränk „Mimbo.“ Da nun die Ölpalme ihre Tragfähigkeit bis über 60 Jahre hinaus behält, so wird man ermessen, welche Bedeutung ein Hain von 20—50 Palmen für den Eingeborenen hat.

Während also Bananen, Papanas und Ölpalmen rings um die Hütten angebaut werden, legt man für Kassada, Koko, Jams und Erdnuß an geeigneten Stellen Felder „im Busche“ an. Über die Urbarmachung eines solchen „Feldes“ berichtet Fräulein Ziemann:

„Es ist sehr mühsam, auch nur ein ganz kleines Feld neu zu gewinnen. Gewöhnlich legen die Leute zu diesem Zweck in der Trockenzeit Brände in den Urwald und lassen die ausgedörrte, dichtverwachsene Vegetation so lange brennen, bis wenigstens das zähe Unterholz verkohlt ist und man es leichter mit der Axt abhauen kann.

Dann gilt es noch die Urwaldriesen zu fällen und fortzuschaffen, und wenn nicht genügend Hilfsmittel zu ihrem Transport vorhanden sind, werden auch sie verbrannt. Weiter aber müssen die unzähligen Lavablöcke und Steine aus dem Boden entfernt werden, die so massenhaft vorhanden sind, daß man aus den Steinen eines sehr kleinen Feldes bequem ein stattliches Gebäude errichten könnte. Kurz und gut, der „Bauer“ im Lobagebirge hat ein tüchtiges Stück Arbeit zu verrichten, wenn er ein neues Feld anlegen will.“

Wie es im Urwalde aussieht.

Dumpfe, schwere Luft umgibt uns, während wir durch den Urwald (am Njong) marschieren; die Lunge wird dadurch beengt und ein tiefes Atmen ungemein erschwert. Kein Vogel läßt sich hören, kein Affe kreischt in den Bäumen; wie auf einem verlorenen Stern im Weltenraume erscheint alles leblos und tot. Fast lautlos ziehen wir dahin. Selbst die geschwätzigen Neger flüstern nur leise miteinander, als scheuten sie sich, die Grabesstille zu brechen. Über uns wölben sich die Gipfel der Bäume zu einem undurchdringlichen Dach gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Gleich riesigen Tauen schlingen sich die Lianen von Baum zu Baum, dann zur Erde hernieder, umwinden den nächsten Stamm wie gigantische Schlangen, um sich in dem grau-grünen Blättergewirr zu verlieren. Nur vereinzelt erblickt man die Riesen des Urwaldes, die Woll- und Kopalbäume, die wie hochstrebende Pfeiler den gewaltigen Blätterdom zu tragen scheinen. Die über und über mit Schmarozerpflanzen bedeckten

Stämme sind kaum erkennbar. Niedriges Gestrüpp sowie vom Alter oder Sturm gefälltte Bäume bilden ein undurchdringliches Hindernis. In tausend Windungen führen die schmalen Negerpfade durch diese Wildnis. Die würzigen Düfte unserer Heimat fehlen; vorherrschend ist ein modriger Geruch.

Von der Spitze der Karawane erschallen plötzlich Rufe; eine Schlange ist aufgeschreckt worden, aber schnell in dem dichten Unterholz verschwunden.

Gegen 10 Uhr kommen wir auf eine kleine Lichtung, wo ausgeruht wird.

Unvergeßlich ist die Schönheit des lichten Urwaldes am oberen Njong, besonders am Morgen. Im Osten erhebt sich die strahlende Sonne und taucht die ganze Landschaft in eine Flut von Licht. Von jedem Halme funkelt in tausend Reflexen der Tau wie herrlich geschliffene Diamanten. Ein linder Lusthauch spielt in den Wipfeln der Bäume, und große Scharen von Papageien fliegen darüber hin. Hoch im blauen Aether ziehen Raubvögel ihre Kreise, und das Geräusch der vorüberstreichenden Nashornvögel trifft unser Ohr.

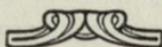
Als sehr belebt wird der Urwald bei Johann-Abrechtshöhe geschildert. Es duftet im Walde in süßer Schwüle. Herrliche windenartige Blumen mit weißen, gelben, blauen und violetten Blütenkelchen und schön gemusterte Blattpflanzen drängen sich stellenweise zu dichten Gruppen zusammen und gleichen künstlerischen Dekorationen. Schon in früher Morgenstunde herrscht reges Leben im Walde. Wundervolle Schmetterlinge in allen Farben des Regenbogens gaukeln durch die Luft oder sitzen oft in dichten Schwärmen auf feuchten Wege-

stellen; im Chor singende, lockende, kreischende Vögel beleben die Bäume, Tausendfüßler und große Käfer ergreifen beim Nahen der Tritte die Flucht, und die zielbewußten und unangenehm beißenden Wanderameisen ziehen in schmalen Schlangenlinien eilfertig ihres Weges und zwingen die Wanderer oft zu unfreiwilligen Tänzen. Der Weg wird allmählich besser; doch die vielen, meist brüdenlosen Bäche mit ihren lehmigen, schlüpfrigen und steilen Ufern kosten noch manchen Schweißtropfen.

Vom Urwald im Banjanglelande erzählt Hauptmann Sutter: „Unter dem feuchten, dumpfen, halbdunklen Blättergewölbe herrscht eine fast gleichmäßige Temperatur Tag und Nacht, die eines Treibhauses. Wenn der Himmel bewölkt ist, erreicht das Dunkel bisweilen einen solchen Grad, daß man kaum Uhr und Kompaß ablesen kann. Ein Sonnenstrahl dringt fast nie auf den Weg; kein Glitzern und Spielen der goldenen Lichter auf grünem Gezweig. Und stiehlt sich einmal ein schwacher Lichtblick durch die grünen, grauen, braunen, dumpfen Laubmassen, so erfäßt den Menschen, der tagelang da unten zwischen den gewaltigen Pfeilerstämmen der Wollbäume, dem Gewirr, Gestrüpp und Wurzelwerk, den mächtigen Fingarmen der Lianen, ein winziges Geschöpf, mühsam seinen Weg verfolgt, die Sehnsucht, hinauf, hinaus zu gelangen, um nur endlich einmal wieder die Sonne und den Himmel zu sehen.

Gleichförmig, eintönig ist der Wald wie der Ozean, wenn kein Windhauch ihn bewegt, kein Segel ihn belebt. Was heute das Auge sieht, ist daselbe, was es gestern gesehen hat, was es morgen sehen wird. Überall gerade aufstrebende Stämme, um die sich riesige, beindide

Lianen schlingen, daran erinnernd, daß auch in dieser scheinbar in ununterbrochener Ruhe dahinlebenden Pflanzenwelt hat und unerbittlich der Kampf ums Dasein gekämpft wird. Die Opfer dieses Kampfes, die abgestorbenen, halb vermoderten Baumleichen, liegen allenthalben am Boden, und fürchtbar ermüdend sind die steten Klettereien darüber hinweg: Bald schwingt man sich nur mit Mühe hinauf, um ausgleitend drüben hinunterzustürzen; bald ist der Stamm so verfault, daß man bis an die Hüften durchbricht und Staub, Moder, Insekten und Maden in Unmengen aufstört und wie von einer Wolke davon umgeben ist. Zum Teil hängen die erstickten Stämme noch in den Armen ihres Überwinders, der Liane, wie in riesigen Klammern, die sie zwingen, hinaufzustarren in die Lüfte, gebleichte Riesenstelette. Neue Gewächse sprießen aus ihnen hervor. Unten auf dem Boden schießt ein Heer von Blatt- und Sätlingpflanzen auf.“



II. Teil.

Im Grasland von Kamerun.

Völker und Sitten.

Bei den Bali.

Auf dem neuerbauten Wege zwischen Viktoria und Buea schreiten würdevoll fünfzehn Graslandmänner dahin. Sie haben ein Jahr auf der großen Viktoria-Pflanzung gearbeitet, jetzt ist ihre Vertragszeit zu Ende, und sie kehren in die Heimat zurück. Wie freuen sie sich, ihr Bali-land und ihre Angehörigen wiederzusehen! Vor 25 Jahren hätte solch ein kleiner Trupp es nicht gewagt, seinen fast 300 km langen Weg (etwa von der Mündung der Elbe bis Mecklenburg-Strelitz) durch die räuberischen Stämme der Bakundu, Batom und Banjang zu nehmen. Heute, unter der schützenden Hand der deutschen Regierung, ist die Straße von Viktoria bis zum Benue hinauf ohne Gefahr zu passieren.

Besuchen wir das Baligebiet. Es liegt mehr als 1000 Meter über dem Meere. Von seinen Randhöhen überschauen wir das tief unter uns liegende Land der Banjang. Über den gleichsam versunkenen Wäldern wallen am frühen Morgen dichte Nebelschleier. Wir fühlen uns beglückt, jene dumpfen, lichtlosen Waldgebiete hinter uns zu haben. Bei vollem Sonnenschein erkennen wir, daß Banjang, so weit das Auge blickt, mit Ölpalmen bestanden ist. Der Urwald, der sich von der Küste bis



Der Marktplatz von Jaunde, dem Sitz des Gouvernements von Kamerun
während des Einfalles der Engländer 1914/15.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

Banjang hinaufzieht, weicht hier am Fuße der Graslandhöhen den ausgedehntesten, prachtvollsten Ölpalmen-Beständen. Trafen wir auf unserer beschwerlichen Wanderung auch bei allen Volksstämmen jene geschätzten Bäume einzeln an, so haben wir hier zu unsern Füßen große, unvermischte Ölpalmen-Wälder. Die wertvollen Produkte dieser Gebiete gehen meistens den Kroßfluß hinunter ins britische Gebiet.

Wie herrlich ist das Grasland! Der Deutsche wird an die grünen Alpen seiner Alpen erinnert. Kein Baum hindert den schweifenden Blick; mit Entzücken saugt die müde Brust den würzigen Hauch des Höhenlandes ein. Hier wohnt ein schöner Menschenschlag. Welch einen Gegensatz bilden die würdevollen Riesengestalten der Bali zu den Stämmen der Urwaldzone! Keine Bettelei, kein scheues Benehmen; frei tritt der Bali-Mann auf und schaut uns, seine Pfeife rauchend, mit offenem, ruhigen Auge an. An Höflichkeit und Gastfreundschaft übertrifft ihn kein Neger. Wir werden z. B. reichlich mit Palmwein, Maiskuchen und Erdnüssen bewirtet. Man bietet uns einen geschnitzten Stuhl zum Sitzen an und umfächelt uns mit einem Fliegenwedel. Auf Milch müssen wir aber verzichten, da auch im Graslande nur kleines Vieh zu Schlachtzwecken gehalten wird. Die Häuser der Bali sind anders gebaut als die der Urwaldstämme; sie sind zwar vieredig, aber klein, mit Lehm beworfen und haben ein pyramidenförmiges Dach.

Muntere, klare Gebirgsbäche, z. B. vom Wadno-Gebirge (nordöstlich der Balistadt) kommend, eilen murmelsnd in tief eingeschnittenen, bekieselten Betten dahin, dem Venue zu, stellenweise von dichtem Busch eingefast. In

der welligen Ferne erblicken wir grüne Flecken; es sind Bananenpflanzungen in den muldenartigen Vertiefungen des Hochlandes. Schlangenartig winden sich die Wege fernhin. Flüchtige Antilopen eilen über das wogende Grasfeld. Aus den stattlichen Dörfern klingen fröhliche Menschenlaute. Ja, im Grasland ist es schön. Nächtigen wir aber im Freien, so frieren wir sogar unter wollener Decke. Auf den Höhen von Mambui, östlich Bali, verlor der Forscher Zintgraff im eisigen Regenschauer 15 seiner Wei- und Lagosleute durch Erstarren! Das Gesicht in die Hände vergraben, blieben sie am Wege sitzen und heulten ihre eigene Totenklage. Das Schwarz des Körpers wurde bald in ein schmutziges Grau verwandelt.

Die Bali haben eine verhältnismäßig hochstehende Industrie. In den Wadnobergen werden Holzkohlen gebrannt und damit Eisenerze geschmolzen. Hohe, weithin sichtbare Rauchsäulen zeugen von dieser Tätigkeit.

Doch bleibt auch der Bali Neger und ist kein Engel. Er ist eitel; in spitzenbesetztem Hemd zogen die Söhne des Häuptlings Garega in den Kampf gegen die Basut. Nach der Schlacht kümmerte sich kein Mensch um die Nachzügler und Verwundeten, die alsbald von den Feinden niedergemacht wurden; alles strömte schnell heim, um bei Palmwein und Tanz den Sieg zu feiern. Kriegsgefangenen wurden früher meist die Köpfe abgeschritten; noch 1892 machte ein Balimann einem deutschen Offizier den Vorschlag, gefangene Bandeng als Zielscheiben für Schießübungen zu benutzen. Die kühnen Graslandsöhne haben andere „Völker“, z. B. die Bakonguan, unterjocht und gezwungen, sich mit ihnen zu vereinigen, um den jetzt 20 000 Mann starken „Bali-Stamm“ zu bilden. Wie

alle Neger, so sind auch die Bali dem Trunke ergeben, behalten aber stets eine gemessene, ruhige Haltung; Schlägereien kommen nicht vor.

Erstaunlich ist der Lernbetrieb der Bali. Jahrelang baten sie die Missionare an der Küste, ihnen „Lehrer“ zu schicken. Aber erst in jüngster Zeit ist die Baseler Missions-Gesellschaft imstande gewesen, diesem Wunsche zu entsprechen. Nun lernt ganz Bali „das Buch“. („Buch“ heißt Lesen und Schreiben, also Papierbenutzung.) Etwa 500 Knaben besuchen bereits die Schulen, in denen Jünglinge des Volkes, die von den dortigen Missionaren unterwiesen worden sind, unterrichten. Der König des Landes sorgt dafür, daß die Kinder dem Unterricht regelmäßig beiwohnen; auch empfiehlt er den Alten den Besuch des christlichen Gottesdienstes; doch hat bisher noch keine Taufe stattgefunden. Offenbar wünschen diese schlauen Leute hauptsächlich, „in die Wissenschaft“ eingeführt zu werden; zu selbsttätigem Denken und Forschen werden aber auch sie als Neger nicht gelangen, da ihnen die Fähigkeit abgeht, abstrakte Begriffe zu bilden.

Die Balisprache klingt hart und eintönig, ist aber leicht zu erlernen. Bezeichnungen wie „ndab“, das Haus, „nyam“, das Fleisch und „mufala“, der Weiße, die Vorsilbe ba des Volksnamens und nicht minder die Art des Saßbaues beweisen es, daß die Bali mit den Küstentämmen verwandt sind, also zur großen Bantufamilie gehören. „Bali“ bedeutet „das Volk der Wegmüden“. Drollig sind ihre Personennamen, wie schlechter Herr, Pfeffermann, feuriger Palmwein, Heuschrecke, Schaf, Feuerbogen (Regenbogen), Trinktopf, Schweinefleisch, Heutehier und Gehdort. Ihre Lebensweisheit haben sie

auch in Sprichwörter gekleidet, z. B. „Der Elefant, der Büffel und das Flußpferd sind drei schlechte Brüder“, oder „Ein Herrscher muß alles hören“. Von ihrer kindlichen Auffassungsweise mag der Ausdruck für Schuhe zeugen: „Haus für Füße“. Weiße ehrt man mit Benennungen wie: „Fon mbang“, d. i. „Roter Fürst“; unser Weiß scheint dem Neger ein Hellrot zu sein. Dr. Zintgraff erhielt den Namen: „Fon mborr gong“, „der Fürst, der das Volk stark macht.“

Bali-Grüßformen sind: „Du heute stehen?“ (Schon so früh auf?) „Sei begrüßt!“ „Langsam!“ („Zeit lasse“ in Tirol!) „Du tief schlafen“. (Gute Nacht.)

Einige wenige Beispiele sollen beweisen, daß nicht jemand, der vielleicht die Dualasprache erlernt hat, nun sich allen Bantuvölkern verständlich machen kann; die Sprachen sind trotz ihrer Verwandtschaft in Wort und Klang meist grundverschieden. Rufen heißt in Duala bele, in Bali fung; trinken in D. njo, in B. nu; singen in D. longo, in B. djop; der Hund in D. mbo, in B. nwu (Lautmalerei!); das Wort mbo bezeichnet in der Balisprache den Arm; der Blitz wird von den Duala „Zickzack“, von den Grasländern „regnendes Feuer“ benannt. (Letzterer Ausdruck zeigt treffend die Masse der elektrischen Entladungen in den Tropen an.) Als Kuriosum sei erwähnt, daß „gut“ im Bali-Idiom wie im Französischen „bong“ heißt und unser Wort „geh“ auch dort das Gehen bezeichnet.

Bei den Saunde.

Zwischen Njong und Sanaga, über 200 km von der Küste entfernt, wohnen die Ja-unde. Um zu diesem

Volke zu gelangen, marschieren wir von Kribi aus über Bipindi und Lolodorf. Wie sicher und leicht schreitet man heute auf neugebautem Wege, über feste Brücken dahin! Wie beschwerlich war es dagegen vor 25 Jahren, nach Jaunde zu gelangen! Auf elendem, von Wurzeln durchzogenen Pfade drang Leutnant Morgen, sich teilweise mit dem Buschmesser den Weg bahrend, zehn lange und bange Tage durch das Halbdunkel des Urwaldes vor, bis er zur ersten menschlichen Ansiedlung kam. Freilich hatte er eine mehr südliche Richtung eingeschlagen. Auf dem neuen Wege treffen wir am Lokundsche-Flusse, bereits von Bipindi an, dort, wo sich der Urwald auf Felsenbergen zu lichten beginnt, zahlreiche Dörfer der Ngumba. Stumpfsinnig rufen die Leute uns ihren Gruß „mbolo“ zu. Betreten wir aber, immer höher steigend, jenseits Lolodorf, die zweite Stufe des innerafrikanischen Hochlandes, so werden wir von fröhlichen Grüßen der Jaunde empfangen. Man merkt sofort, es ist ein ganz anderer Volksstamm, edler als die Mabea an der Küste oder die Ngumba. Jene sind klein, diese groß, bronzefarbig, wohlgestaltet, zutraulich und von kindlicher Fröhlichkeit. Auch ihre Hütten sind größer, geräumiger und sauberer. Leutnant Morgen marschierte 1890 als erster Weißer wie im Triumphzug durch das Jaundeland dahin. Die Frauen halfen seinen Leuten die Lasten tragen, und in jedem Orte erklang das eigens für den Zweck gemachte Lied mit Tanzbegleitung: „Ntangani telezen“, d. h. „der Weiße kommt als Guter“. Während die Männer sich einfach in ein Hüfttuch kleiden, schmüden sich die Frauen mit einem in Form eines Pferdeschwanzes getragenen, rotgefärbten Bananenbüschel; um Hand- und

Fußgelenk und unter dem Knie tragen sie Kupfer- und Messingringe; durch die Nasenscheidewand ist meistens ein Holzpflöckchen gesteckt; die Haare sind peinlich frisiert und mit Muscheln und Porzellanknöpfchen verziert.

Die Gegend gleicht einer lichten Parklandschaft. Sie ist 700 m über dem Meere gelegen. Es weht eine erfrischende Luft. Die Menschen sind friedlich. Daher legte Morgen hier, im Dorfe des Häuptlings Epsum, eine Station an, die einer der wichtigsten Stützpunkte für die Beherrschung verschiedener Stämme geworden ist. Man sah den Weißen gern bei sich, da er das Jaundevolk vor den Einfällen der Wute, Jatenga und anderer Räuber beschützen konnte. Kürzlich sind bei der Jaundestation bereits Kirche und Schule gebaut worden, und bald wird man das schöne Land mit der Bahn von Duala aus bequem erreichen können.

Im Jaundegebiet gedeihen Bananen, Jams- und Kassadafrollen, Zuckerrohr, Tabak und Ölpalmen vortrefflich. Die Viehzucht ist minderwertig und beschränkt sich auf Schafe und Ziegen, die nur bei großen Festen geschlachtet werden. Aus Raseneisenstein gewinnen die Jaunde in Schmelzöfen Eisen und fertigen daraus Schwerter und Speere. In der Herstellung von Töpfen aus Ton sind sie weniger geschickt. Unter weißer Leitung lernen sie jetzt Ziegel brennen. Viele Männer wandern an die Küste und arbeiten in den großen Pflanzungen der Deutschen. Geldwert wissen sie bereits zu schätzen. Mögen die Jaunde allezeit ein tüchtiges, friedliches Völkchen bleiben!

Bei den Wute.

Die heutige Joko-Station hält die Wute im Zaume. Über das Wutevolk und seinen „Ngila“, (d. h. „Löwen-

Häuptling“) berichtet Morgen aus dem Jahre 1890:

Es ist ein selten kriegerisches Volk, diese Bute. Nicht nur jeder erwachsene Mann ist Soldat bis an sein Lebensende; selbst Knaben von kaum zwölf Jahren ziehen bereits, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, mit in den Krieg, auf Sklavenraub; auch Weiber ergreifen die Waffen oder werden wenigstens zum Fesseln und Bewachen der Gefangenen angestellt. Die Gestalten der Bute, die außer geringfügigen Hauterkrankungen kaum eine Krankheit kennen, sind für ihre kriegerische Tätigkeit auch besonders geeignet und haben sich durch die Übung noch mehr dafür ausgebildet. Das Mittelmaß der Männer betrug kaum mehr als 1,65 m und war viel geringer als das der schlank und hoch gewachsenen Jaunde, aber ihre Figuren waren gedrungen und muskulös, der Gang wie zum Sprunge elastisch. Selbst der Gesichtsausdruck hatte ein geschlossenes, kriegerisches Gepräge, die Augen blühten feurig, und die im halbgeöffneten Munde sichtbaren Mittelzähne ähnelten denen des Tigers und waren nach beiden Seiten hakenförmig gefeilt. Ihr Kinnbart ragte spitz in die Luft, und den Kopf bedeckte die in Kappenform angeordnete Haarfrisur.

Aus dem Elfenbeinhaus des Häuptlings Ngila waren in einer Nacht zwei Zähne entwendet worden. Der Verdacht fiel auf einen Sklaven, der am Abend in der Nähe des Gebäudes gesehen worden war. Als ich nun am nächsten Morgen den Platz des Scharfrichters durchschritt, sah ich diesen Sklaven, einen kräftigen jungen Burschen, mit fahlem Gesicht, starren Augen und zuckenden Gliedern auf- und niedergehen, während ein Gehilfe des Henkers ihn beobachtete. Ich erfuhr, daß der Unglückliche

soeben aus einer noch dastehenden Schale den Giftrunk getan hatte. Glücklicherweise trat bei diesem Menschen, der über einen vorzüglichen Magen verfügte, eine Rückwirkung ein, nach welcher man deutlich beobachten konnte, wie das Blut in seinen Wangen wieder zu kreisen begann. Der stiere Ausdruck des Auges verlor sich, und schließlich ging der Bursche seelenvergnügt von dannen. Das „Gottesurteil“ hatte gesprochen, er war unschuldig. Am demselben Abend erschien der Reingewaschene mit den beiden gestohlenen Zähnen bei meinem aufsichtführenden Elminamann Kornelius, um sie ihm für das Spottgeld von vier Faden Zeug zu verkaufen.

Kurz vor diesem Ereignis hatte Ngila seine sämtlichen Frauen gezwungen, sich der Prüfung durch das Gottesurteil zu unterwerfen, weil sie eines Vergiftungsversuches an ihrem Gemahl und Gebieter beschuldigt worden waren. Die größere Hälfte der armen Weiber, die Schwächeren, nach Ngilas Ansicht die Schuldigen, erlagen dem Gift.

Die Tage in den kalten Monaten August und September brechen hier, 800 m über dem Meeresspiegel, trübe und nebelig an; jedoch um 9 Uhr klärt es sich auf, und bald bringt die Sonne die nötige Wärme.

Eines Morgens lockten mich Musik und Lärm ins Freie. Auf einer Ebene bei dem Orte tummelten sich viele Hunderte von Menschen. In der Mitte des großen Feldes erhob sich ein kleiner Hügel, auf dem eine Menge Frauen lagerten. Schwäzchend und trinkend saß unter ihnen der Häuptling Ngila. Die Sklaven waren in fünf Abteilungen zu 100 Mann über den ganzen Platz verteilt. Jede Abteilung war in einer langen Linie formiert, und da-

hinter standen einzelne Aufseher und drei oder vier Musikanten. Auf ein Zeichen der Musik setzte sich die Linie in vornübergebückter Haltung in Bewegung, und im Takte wurde nun mit einer kleinen Hade der Boden flüchtig umrajolt. Säeleute folgten und streuten den Samen aus. In drei Tagen war diese Arbeit für ein halbes Jahr erledigt; denn die Saat ging darnach so üppig auf, daß in drei Monaten das Getreide (Mais und Durrafortn) reif und in ausreichender Menge vorhanden war.

Von dem Völkergemisch jenseits des Urwaldes.

Auf dem Hochlande Kameruns, vom oberen Sanga bis zum Tschadsee, wo der Urwald schwindet, würzige, gesunde Lüfte wehen, wo die Regengüsse an Dauer und Heftigkeit verlieren, wo Hirse und Mais gedeihen, wo Giraffen, Pferde und Kamele fortkommen, ist auch die Menschenwelt eine andere. Während die Bewohner der Urwaldgebiete, vom Krobflusse im britischen Nigeria bis zum Sanga im Kongozipfel, ein dumpfes, stumpfsinniges, beschauliches, kurzlebiges Dasein führen, findet der Weiße im Graslande mit wenigen Ausnahmen Völker von wohlgestalteterem Außern, besseren Sitten, zu froher Arbeit geneigt, mit hellem Blick, von bedeutenderem Gewerbesleiß. Dort sprengt der Haussa auf stolzem Pferde daher, hüllt sich der Fulla-Fürst in prächtige Seidengewänder, beide Allah anbetend und seinen Propheten Muhammed. Die kohlrabenschwarzen Haussa und die hellhäutigen Fulla bilden aber nur den kleineren Teil der Bevölkerung; den Hauptteil machen die schon länger eingewohnten, weniger dunklen Negerstämme

aus, die man zu den „Sudan-Völkern“ zählt und von denen angenommen wird, daß sie in alten Zeiten aus Mittelafrika, aus den Gebieten östlich vom Tschadsee, hierher eingewandert sind und die Bantu-Völkerschaften südwärts in den Urwald verdrängt haben. Den Unterschied zwischen Bantu- und Sudan-Negern kennzeichnen besonders die Verschiedenheiten in Wort und Bau der Sprache. Die auf der Grenzscheide, am Rande des Hochlandes wohnenden Stämme, z. B. Bali und Bamum, kann man nicht mit Bestimmtheit zur Sudan-Familie rechnen.

Die Sudanstämme Kameruns, etwa 2 Millionen Köpfe zählend, sind teils durch die eingewanderten Fulla unterworfen worden, teils haben sie sich in Gebirgs- und Sumpfigegenden ihre Unabhängigkeit erhalten. Erstere sind mit der Zeit, wenigstens in äußerlichen Dingen, mohammedanisch geworden, letztere heidnisch geblieben. Zerstreut zwischen Fulla und Heiden wohnen in kleinen Gruppen die Haussa. Sie spielen als Handelsleute weit und breit, jetzt bereits bis in den Urwald hinein und zur Küste hin, eine wichtige Rolle. Ehrfürchtig erzählten schon 1891 die Banjang dem Hauptmann Hutter, daß ganz schwarze Menschen aus „Adamaua“ auf springenden Tieren, in Heinden und Schuhen, mit schönen Sachen bis an den Krokfluß kämen. Die Haussa handeln nicht nur mit Stoffen, Elfenbein und Salz, sondern auch mit kunstreichen Leder- und Eisenwaren, die sie selbst herstellen. Den Weißen kommen die Haussaleute stets freundlich und höflich entgegen und werden daher in ganz Kamerun gern gesehen. Sie sind klugerweise auch noch nie der deutschen Regierung entgegengetreten.

Bis zur Aufrihtung der deutschen Herrschaft geboten über die Sudanvölker in unbeschränktem Maße Fürsten des Fulla-Stammes. Die Fulla sind aus Westafrika, vom Senegal, nach Südosten vorgedrungen. Wegen ihrer fast weißen Hautfarbe, ihrer blonden Haare und nicht selten blauen Augen sind sie ein Rätsel unter den schwarzen Menschen im Sudan, dem mittleren Gürtel von Afrika. Während die unterjochten Eingeborenen Ackerbau treiben, widmen sich die Fulla hauptsächlich der Viehzucht und lassen ihre Farmen (Bauerngüter) von Sklaven bestellen. Letztere wurden bislang aus Gebieten geholt, die nicht von Fullafürsten beherrscht waren. Dadurch entvölkerten die stolzen Eindringlinge weite Gegenden Afrikas. Von der Geißel des Sklavenraubes sind nunmehr die Einwohner Kameruns befreit.

Den Namen „Adamaua“ erhielt das Gebiet, wo die Fulla leben, von dem Anführer Adama, der um 1800 die Herrschaft über Kontscha, Tibati, Ngaumbere, Garua und Marua aufrihtete. Um die übermütigen Fürsten dieser streng muhamedanischen, hellen Rasse zum Gehorsam und zur Anerkennung der Regierung der Weißen zu zwingen, hatte die deutsche Schutztruppe, sowie auch die englische in Nigeria, heftige Kämpfe zu bestehen, die mit der Niederwerfung des „Ngila“ von Wuteland unter Hauptmann Dominik ihren Anfang nahmen. Der Tribut, den früher die kleinen Fullafürsten an den Sultan von Yola entrihteten, muß jetzt an die deutschen Militärstationen abgeliefert werden. Er besteht aus Pferden, Rindern und Schafen; dazu kommen oftmals Löwenfelle.

Von der Art und Weise, wie die deutsche Herrschaft

im „Kopfe Kameruns“, jenseits des Benue, den verschiedenen Stämmen und Häuptlingen fühlbar gemacht worden ist, und von der Natur des Landes erzählt Hauptmann Langheld aus den Jahren 1904 und 1905:

„Von Marua, dem Hauptorte des muhammedanischen Einflusses in Nordkamerun, marschierten Oberleutnant Stieber und ich nach Kalfu. Durch eine weite, erst mit Gummi-Akazien, dann mit Dornbusch und Kornfeldern bestandene Ebene kamen wir in die Landschaft Mendif, woselbst seltsam geformte hohe Felsen steil emporsteigen, auf denen unzählige Marabus, Geier, Milane und andere Vögel horsten. Am Tage herrschte stets eine große Hitze, so daß wir häufig in der Nacht marschierten. Die tischartig ebene Gegend war belebt mit Wildschweinen, Gazellen und Perlhühnern. In Gadscha lagerten wir bei der Moschee unter alten Feigenbäumen. Vor Kalfu wurden wir von 200 herangaloppierenden Reitern empfangen und erhielten ein Lager zugewiesen, das man uns sorgsam zubereitet hatte. Der Ort war sehr ausgedehnt und enthielt viel Vieh. Die Häuser hatten nur Mattenwände, da Lehm anscheinend in dem sandigen Boden nicht vorkam. Wir regelten alsbald die Thronstreitigkeiten und feierten unser Sylvester.

Als wir im neuen Jahre 1905 südwärts weiterzogen, fanden wir wieder Häuser mit Lehmmauern. Einige blätterlose Bäume trugen rote Blüten; die Erde war mit gelben Blumen bedeckt. Alles gedieh sonderbarer Weise ohne einen Tropfen Regen. In Gidiges und Binder betreiben Haussaleute Weberei und Färberei. Der Farbstoff, Indigo, wird in Erdlöchern aufgelöst; darein legt man dann das Zeug zum Färben.

Die ganze Gegend nördlich von Garua ist mit Gneisbergen erfüllt, an und in denen heidnisch gebliebene Negervölker hausen. Diese stehen vielfach in Feindschaft mit den Fulla und auch mit den muhammedanischen Schwarzen. Oft überfallen sie fremde Dörfer und ziehen sich dann ungestraft in ihre Gebirgsnester zurück. Am 13. Januar besiegte ich die Lam-Heiden (östlich vom Mao-Lue), deren vergiftete Pfeile in meiner Truppe einige tödliche Verwundungen verursachten. Die Verluste wären größer gewesen, wenn nicht an dem Tage großer Sturm geherrscht hätte, der den Pfeilen die Richtung nahm. Am nächsten Morgen kamen die Häuptlinge, schlossen Frieden und versprachen, nie wieder Räubereien zu verüben. Sie mußten zwar 50 Strafarbeiter nach Garua senden, blieben aber frei und wurden keinem Fulla-Fürsten unterstellt. Die Belassung in selbständiger Stellung ist sehr wichtig, denn die gelben Häuptlinge betrachten die ihnen untertänigen schwarzen Völkerschaften nur als Vorratskammer für Sklaven; an eine Förderung ihrer Kultur denken sie nicht im geringsten.

Der Sieg über die Lam-Leute hatte großen Eindruck gemacht. Von allen Seiten kamen die Heiden-Häuptlinge und brachten Geschenke an Vieh und Lebensmitteln.

Bei Bifara (Bipare) machten wir Jagd auf Flußpferde. In einem großen Sumpfe sahen wir etwa 100 Stück der ungeschlachten Tiere sich tummeln. Wir wateten weit hinein und brachten 11 zur Strecke. Fulla und Neger jubelten, da sie das Fleisch als Bederbissen schätzen. Auch erlegte ich ein drei Meter langes Krokodil. Mit Kalebassen (Kürbisflaschen), Körben und Töpfen strömten Scharen von Menschen herbei, um ihren Anteil an der Beute, Fluß-

pferd- und Krokodilfleisch, zu holen. Sie hatten auf acht Tage hinaus genug zu essen.

Da ich vorgängig die Landschaften im Mandara-Gebirge zum Frieden gebracht hatte, konnte ich Ende Januar verrichteter Sache nach Garua heimkehren. Leutnant Stieber marschierte nach Kusseri zurück, wo er, wie ich in Garua, das Amt eines Residenten innehatte.“

Von der Ausübung der deutschen Herrschaft in Ngaumdere und einem Marsch ins Baialand erzählt Langheld folgendes:

„Um Thronstreitigkeiten in Ngaumdere zu regeln, machte ich mich am 6. März 1905 mit nur 20 Mann von Garua auf den Weg. Wir zogen durch die Steppe in der Richtung auf Ahadschin Galibu. Immer trostloser wurde die Gegend. Infolge der Trockenzeit war kein Laub an den Bäumen, das Gras dürr; kein Vogel sang; eine Winterlandschaft ohne Schnee. Dabei herrschte ein starker Duft; die Sonne stand nur wie ein kleiner Perlmutterknopf am Himmel. Hinter Ahadschin wurde die Gegend etwas freundlicher. Die Heiden, die längs des Weges wohnten, benahmen sich sehr scheu. Manche brachten wohl Körbe mit Nahrungsmitteln, liefen aber schnell davon. Etliche zeigten sich feindselig. Über zwei Quellflüsse des Venue kamen wir an den Fuß der Hochplatte, auf der unser Ziel lag; in zwei Stunden hatten wir sie erstiegen. Die Nacht war kühl und köstlich erfrischend. Meilenweit kam mir der Lamido von Ngaumdere, ein Fullafürst, der soeben einen andern wegen seiner Grausamkeiten verjagt hatte, mit einer Armee von 1400 Mann entgegen; die schön gepuzten Krieger führten unter unbeschreiblichem Lärm große Kampfspiele auf. Bald tauchte

die eng gebaute, mit Wällen, Gräben und Mauern umgebene Stadt auf, und unter den Klängen einer Musikkapelle der « Königin » rückten wir ein. Die Thronstreitigkeit wurde zur Zufriedenheit der auf dem Marktplatz versammelten Menge von Fulla, Haussa, Mbum und Kanuri (aus Bornu) geregelt. Obgleich ich ihnen wegen ihres eigenmächtigen Vorgehens eine Strafe von 10 Pferden und 500 Stück Rindvieh auflegte, brachen sie nach der Entscheidung, daß der milde Maigali Lamido bleiben sollte, in Jubel aus und feierten ein großes « Krönungsfest ».

In den nächsten Tagen besah ich mir die Stadt näher. Um sie zu umreiten, brauchte ich im Schritt fast eine Stunde. Sie mag wohl 10= bis 15 000 Einwohner zählen. Wälle und Mauern fingen an zu zerfallen. Nach der Erstürmung der Stadt durch Hauptmann Cramer v. Clausbruch 1901 hatten die Bewohner wohl eingesehen, daß ihnen die Befestigungen wenig nützten. Unterhalb der Mauer lagen viele Gerippe; sie stammten von Sklavenleichen, die einfach aus der Stadt herausgeworfen werden.

Durch zahlreiche Fulla=Dörfer marschierte ich von Ngaumdere ins Baialand. Eine durch Sklavenjagden menschenleer gewordene Gegend trennte die beiden Gebiete. Die Baia stehen auf der niedrigsten Kulturstufe. Sie haben wenig Vieh, wohnen in elenden Hütten und gehen in dürftiger Kleidung. Sie essen Hunde, Ratten, Baumschläfer, überhaupt alles, was da kriecht und fliegt. An den Flüssen sind hier schon Wälder, voll von Gummi-Bäumen und Gummi-Vianen. Über den Sanaga ritt ich auf Einladung des französischen Kommandanten nach Kunde ein, wo ich die herzlichste Aufnahme fand. Nach

Erledigung einiger Grenz-Angelegenheiten trat ich über Tibati den Rückmarsch nach Garua an.“

Etwas zum Zungezerbrechen.

Wenn schon die Sprachen der zahlreichen Stämme der Bantuneger gar verschiedenartig sind und von den Sprachen der Sudanneger bedeutend abweichen, so hört sich doch die Fulbesprache (Fulla) wie ein Klang aus einer andern Welt an. Man ergötze sich an folgenden Sprachproben. Das Vaterunser in der Dualasprache.

Kane la Sango.

A Tete nyasu, nye o mony! 1. Dina longo di du-
habe. 2. Janea longo di ye. 3. Jemea longo di bolabe
o wase ka na di eno o mony. 4. Bola biso da oenge,
kana minya mese. 5. Na lakise mawuse masu, kana biso
pe di lakiseno mawuse ma ba, ba wusan biso. 6. O si
diele biso o makiskan ma bobo. 7. Nde junga biso
onyola bobo. Ebanja janea die nde longo, na nginya,
na sesa, bebe bese. Amen. (Aussprache: Vokale kurz,
das s scharf.)

Ein Fulla-Beispiel.

Da die Fulla Muhammedaner sind und somit kein Vaterunser haben, so mag die Übersetzung der bekannten deutschen Fabel von den hochmütigen leeren und den demütigen vollen Ähren ein Bild der seltsamen Sprache bieten.

Die drei Kornähren. Sangamuol Gauri. *)

Demowo yei be Bingel mom petel ha ngessa, ha
be ndara to Gauri badake bendugo. Bingel yami: Baba,

*) Aus Sembrizki und Steane, Kleine Fulla-Grammatik. Verlag Georg Reimer, Berlin. Preis 40 Pf.

no wadi nombe gode do turi ha ledi, gode do darni hore mum zirr? De darnude hore mum zirr, maode; do turnude hore mum ha ledi, de kaldude massin.

Baba mafo tebi Tshameji, o wii mo: Daru samere turinde ha ledi nde, mari Gauri mbondi, ndi darnundi hore mum zirr, ndi woda fo dome nder lare mari.

Ko moi, to bangti hore mafo wod hafilo nder ton.

Bilder aus der Tierwelt des Graslandes.

Erlebnisse der Forscher Morgen, Sutter und Passarge.

Wanderratten.

Nächst den Sandflöhen war eine weitere Unannehmlichkeit unseres Lagers in Ngilas Stadt das Auftreten ganzer Heere von kleinen, schwarzen Wanderratten, die eine derartige Zerstörung unter unsern Sachen anrichteten, daß wir alles nur einigermaßen Kostbare in unsere Blechkoffer packen mußten. In meinem Zelte führten sie auf dem Boden und den Koffern lärmende Tänze auf; sie scheuten selbst meine Nähe nicht und spazierten harmlos auf meinem Bette, ja auf meinem Gesichte herum. Dieses ungemein zahlreiche Auftreten der Ratten hatten die neben dem Butedorfe angesiedelten Haussaleute durch die Anhäufung von Schmutz in ihrem Lager verschuldet.

Zwergantilopen und Wildschweine.

Durch ein niedriges Grasfeld (im Jaundelände) kamen die Eingeborenen in hellen Scharen schreiend und heulend an und trieben das aufgeschreckte Wild, hauptsächlich Zwergantilopen und einige Wildschweine, vor sich her. Ihnen gegenüber, am Ende des Grasfeldes, war eine etwa $\frac{1}{2}$ m hohe Hürde gezogen, die in Abständen

Durchlässe zeigte. An diesen Stellen hatten ein oder zwei Leute mit Gewehren auf der Erde; sobald nun das Wild an diese künstliche Barriere gelangte, lief es an dieser entlang bis zu den Öffnungen, wo es beim Versuch, durchzubringen, von den betreffenden Schützen erlegt wurde. Das Ergebnis dieser Treibjagd war ein recht günstiges zu nennen.

Elefanten, Büffel, Antilopen.

Auf dem Weitermarsche (Dezember 1889) gelangten wir nördlich Jaunde in die wildreichste Gegend, die ich je gesehen. Trupps von Elefanten weideten in der Ebene, zahlreiche Antilopenherden jagten, durch die lärmende Karawane aufgeschreckt, dahin, und viele Büffelspuren, die unsern Weg kreuzten, ließen das Vorhandensein auch dieses Wildes erkennen. Die jagdbare Vogelwelt war hauptsächlich durch die grau- und schwarzgefiederten Perlhühner vertreten, die von den einzeln stehenden Anonen (Zwergbäumen) aus in respektvoller Ferne unserm Marsch zusahen. Mit ihren kollernden Tönen unterbrechen sie ab und zu die Stille der Savanne.

Aus den bewaldeten Ngilabergen ging es wieder (westwärts) hinunter in die ebene Savanne. Zuerst durchschritten wir große Korn- und Maisfarmen, in denen kleine Gehöfte zur Unterkunft der Wächter standen. Später hörten die menschlichen Ansiedelungen ganz auf. Statt dessen wurde die Tierwelt immer zahlreicher und mannigfaltiger. Elefanten, Antilopen, besonders aber Büffel trafen wir einzeln und in Trupps an. Von letzteren hätte ich gern ein Stück erlegt. Mehrmals hatte ich mich vergebens an einzelne Herden heranzupirschen versucht; stets wurde ich

jedoch von einzelnen, seitwärts grasenden Bullen gewittert, und in dröhnendem Galopp rannte der ganze Trupp von dannen. Endlich sah ich ein einzelnes gedrungenes Tier in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritt vor mir. Schnell lasse ich mir von meinem Diener die Expressbüchse aus dem Futteral geben, schleiche mich bis auf zwanzig Schritt an das Wild heran, habe es schußgerecht vor mir: da, wie ich die Büchse in die Höhe nehmen will, sehe ich zu meinem Entsetzen, daß es nicht die Büffel-, sondern eine dieser ähnliche Schrotflinte ist.

Elefantenjagd der Wuteleute.

Zur Erlegung des Elefanten bedienen sich die Wute eines scharfen Pflanzengiftes. In früherer Zeit, als man noch keine Feuerwaffen im Lande hatte, wurden Speer- und Pfeilspitzen in den Saft der „Mada“ getaucht und diese Waffen mit der Hand oder mit der Kraft der Bogensehne gegen die Weichteile des Elefanten geschleudert. Seitdem die ersten Feuersteingewehre ins Wuteland gelangt sind, werden diese zur Jagd genommen; jedoch bedient man sich ihrer in Verbindung mit anderen Waffen. Ein Speerschaft wird so weit verkürzt, daß er, als Geschöß auf die Pulverladung in den Gewehrlauf gesetzt, gerade mit der Spitze aus der Mündung hervorragt. Speerspitze und der zunächst folgende Teil des Schaftes sind dick bestrichen mit dem aus der Mada gewonnenen Saft; die Pulverladung ist so kräftig, daß, falls nicht die Speerspitze sich krumm biegt, sie die Haut durchbohrt und in das Fleisch des Elefanten dringt. Die Wirkung des Giftes ist dann eine so schnelle, daß man, wie Ngila sich äußerte, nur Zeit hat, fünfmal einen Zweig zu

zerbrechen, bis der Elefant stürzt. Die Wundstelle wird alsdann herausgeschnitten, das übrige Fleisch in gekochtem, gebratenem oder gedörrtem Zustande genossen.

Flußpferde im Oberlauf des Mbam.

Auf dem Marsche von Libati nach Banjo, im Dezember 1890, durchwateten wir den Mbam, der jetzt in der Trockenzeit seichtes Wasser hatte. Durch den unausbleiblichen Lärm beim Übergange scheuchten meine Leute mehrere Flußpferde auf, die auf den Sandbänken inmitten des Flusses ihre Siesta hielten. Schnaubend stürzten sich die Riesenleiber in das Wasser und verschwanden stromabwärts.

Das Vorkommen der Flußpferde in fast allen Stellen des Sanaga und seiner Nebenflüsse ist eine kennzeichnende Besonderheit dieses Flußsystems.

Ein Ameisen-Überfall in Baliburg.

Heute Nacht (am 19. September 1892) wurde ich durch einen ganz eigenen Lärm im Hühnerstall geweckt. Ich eilte hinaus, sah aber anfänglich nichts Verdächtiges. Plötzlich fühlte ich am ganzen Körper ein Beißen: Ameisen. Wie wahnsinnig fuhren die armen Hühner durch die geöffnete Tür heraus, aber elf Stück lagen bereits tot am Boden, nur mehr schwarze, unförmige Klumpen. Scheußlich zerbissen flüchtete ich; ich mußte die Bisse um so schmerzlicher empfinden, als ich schon wochenlang an einem hartnäckigen Hautausschlag litt.

Termiten.

In der Nähe des Lagers an den Venuequellen (Januar 1894) standen mächtige Termitenhäufen, die aus

rotem, sandigem Lehm erbaut waren. Obwohl die Haussa alle Termiten „garagara“ nennen, lassen sich nach den Bauten doch zuweilen mehrere Arten unterscheiden. Außerordentlich häufig sind die kleinen Stöcke von Kugelform, die großen Badeschwämmen gleichen. Die Eingeborenen benutzen sie mit Vorliebe als Herdsteine, um die Kochtöpfe daraufzustellen. Landschaftlich von Bedeutung werden die mächtigen Bauten, die mannshoch und größer meist unter Bäumen angelegt werden. Im Lehmboden stellen sie plumpe, runde Haufen mit breitem Grunde vor; im harten grauen Boden sind sie dagegen schlank und bilden Türme, Zinnen und Zaden, die der Regen ausgewaschen hat.

In den gebirgigen Teilen Adamauas fanden wir auch häufig sonderbare Pilzbauten. Manche Baue haben zwei, drei, selbst vier Hüte, die übereinander sitzen. Gewöhnlich stehen diese Bauwerke in Kolonien zusammen, gerade wie Pilze, meist auf dem feuchten Boden grasiger Waldlichtungen und sind stets aus grauem Lehm gefertigt. Sie gewähren, namentlich wenn fünfzig bis hundert Stück beieinanderstehen, einen merkwürdigen Anblick.

Eine andere Art von Termiten hüllt Zweige, abgefallene Blätter, Gras, ja ganze Baumstämme mit millimeterdicken Erdschichten vollständig in eine Dede ein, um unter deren Schutz die betreffenden Gegenstände anzufressen. Zum Teil ist die Armut des tropischen Bodens an Humus ihnen zu verdanken, und es ist schwer zu entscheiden, ob sie mehr Schaden oder Nutzen stiften, zumal das Abfressen der Rinde von den lebenden Bäumen diesen wohl kaum vorteilhaft sein dürfte, wenn sie den Verlust auch verhältnismäßig gut zu ertragen scheinen.

Wanderheuschrecken.

Bei Yola beobachtete ich im September 1893 einen Heuschreckenschwarm. Welch ein Schwirren und Sausen, Krabbeln und Wibbeln! Zu Millionen flogen sie durch die Luft; Tausende saßen am Boden, auf dem Gras, auf Büschen, Bäumen und Felsen, mit Vorliebe um Pfützen auf feuchtem Boden. Hunderte wirbelten bei jedem Schritt auf; denn sie sind sehr scheu. Auch die fliegenden biegen stets vor dem Menschen aus. Der Schwarm mochte 40 m hoch gewesen sein. Auf den Feldern liefen die Frauen wie toll umher, schrien, trommelten mit Stöcken auf Kalebassen, schwenkten große Tücher und suchten so den Schwarm zu verscheuchen.

Am Rande des Dorfes war dieser plötzlich wie abgeschnitten. Bald überflutete jedoch von Nordosten her ein zweiter, kleinerer Schwarm das Dorf. Es dauerte drei Stunden, bis die letzten Nachzügler vorbeigeflogen waren. Die Fluggeschwindigkeit mochte die eines trabenden Pferdes sein, also ungefähr eine Meile in der Stunde betragen. Demnach muß der Schwarm mindestens eine Meile lang gewesen sein! Am Nachmittag war er in der Ebene westlich von Yola sichtbar, und seine Breite konnte auf annähernd eine Meile geschätzt werden.

Vom Wetter im Grasland.

Wetterbeobachtungen der Forscher Morgen und Hutter.
Beobachtungen im Wutelande. September
1890.

Der Beginn der Regenzeit war herangekommen. Fast regelmäßig hatten wir am Nachmittag starke Gewitter,

die hier auf den hohen Bergen so nahe vorüberzogen, daß man von den Blitzen für Augenblicke total geblendet und von den Donnerschlägen förmlich betäubt wurde.

Was sind unsere heimischen Gewitter gegen diese mit elementarer Gewalt heranbrausenden afrikanischen Unwetter, was unsere Gewitterregen gegen diese mit unglaublicher Kraft heruntergießenden Bäche! Am Horizont sieht man plötzlich, während alles noch in der Sonne liegt, dicke, schwarze Wolken auftauchen; mit Geheul kommt im nächsten Augenblick der Tornado gebraust; dann folgen mit rasender Geschwindigkeit die Wolken, und nun beginnt ein Leuchten und Zucken, ein Knattern und Krachen, das alles erbeben und erzittern macht.

Wie schön ist aber auch die herrliche Natur hier wieder nach dem Gewitter! Man sieht Farbentöne in solcher Pracht und Mannigfaltigkeit am Himmel, besonders wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist, wie sie bei uns nimmer erblickt werden. Und darunter diese üppige, kraftstrotzende Pflanzenwelt mit ihren wundervollen, schlanken Palmen, ihren breiten, stattlichen Baumwollbäumen; es ist ein Anblick, bei dem der fühlende Mensch sich in das Paradies zurückversetzt glaubt! Überstandene Gefahren und Strapazen werden gegenüber den herrlichen, gewaltigen tropischen Naturerscheinungen bald vergessen.

Das Wetter in Banjo. (Januar 1891.)

Die erste Nacht verlief ungemütlich genug. Kaum war die Sonne untergegangen, als unter Einwirkung eines trockenen Nordostwindes die Temperatur in einer Weise zu sinken begann, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte. Am Mittag hatten wir nahezu 40 Grad C. gehabt; nun

sank das Quecksilber in kurzer Frist auf 10 Grad herab, und am frühen Morgen zeigte das Thermometer gar nur 4 Grad. Diese ungewohnte Kälte verursachte eine unruhige Nacht. Ich selbst frohr unter zwei wollenen Decken, und meine Träger, deren Bekleidung bereits so mitgenommen war, daß sie kaum noch diese Bezeichnung verdiente (fast dreimonatiger Marsch von Ngilastadt bis Banjo), tanzten und liefen um die Feuer herum, um sich nur einigermaßen warm zu halten. Zwei Leute, die vor Müdigkeit eingeschlafen waren, fanden wir am nächsten Morgen vollkommen erstarrt vor, und erst nach langem, angestrengtem Reiben gelang es uns, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Die Küstenbewohner, aus denen sich meine Leute zusammensetzten, sind eben an derartige Temperaturunterschiede nicht gewöhnt; denn selbst in der Nacht kühlt sich die feuchte Luft an der See nur um wenige Grade ab.

Die Regenzeit in Bali.

Am 7. Mai 1892, nachmittags von 4—5, wütete ein entsetzlicher Tornado. Aus Nord und Ost fegten die Hagelmassen, vom Sturm gepeitscht, heran; aus pechschwarzem Gewölk zuckten ununterbrochen die Blitze und rollte ohne Aufhören der Donner. Das Gras flog von den Dächern, die Bananen stürzten zur Erde, die Häuser wankten, und mit einem Male schmetterte das alte Stationshaus prasselnd zusammen. Die Soldaten krochen zitternd hervor; keiner war getötet, aber viele verletzt.

In der Regenzeit ist das Wetter einen Tag scheußlicher als den andern: Regen, Sturm, Kälte und Nebel; man kann sich gar nicht erwärmen; Decken und Mäntel sind fast unentbehrliche Dinge.

Wenn sich im Oktober das Ende der Regenzeit nähert, so ist der Morgen oft schön und klar, bisweilen aber die Landschaft in den ersten Frühstunden noch von dichtem Nebel umhüllt. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise weht aus Ost oder Südost. Langsam steigt die Temperatur, die nachts auf 13 oder 12 Grad gesunken war, gegen Mittag auf 22—24 Grad an. Mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt. Aber im Laufe des Vormittags ziehen sich in diesem Zeitraum Tag für Tag Gewitterwolken zusammen, und nachmittags bereits oder spätestens abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stößen. Stoßweise braust der stärker werdende Wind an und peitscht die Regenmassen so dicht, daß man auf 8—10 Schritte nichts mehr sieht. Gewaltige Donnerschläge krachen darein. Dann ist es plötzlich vorbei. Tief hängen die Wolken herab, und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Lande. Nicht selten wetterleuchtet es aus allen Richtungen morgens und abends. Am nächsten Tage wiederholt sich daselbe Schauspiel.

Baliburg, den 24. Dezember 1892. Christabend. Mittags kam ein Tornado mit Hagel aus Nordwesten. Die hohen Stationszäune wurden meterweise umgelegt. Stoß auf Stoß brauste das Gewitter; wolkenbruchartigen Regen schüttete sein Wasser in unsere wankenden, wackeligen Hütten; der Sturm fegte unser eben fertiggestelltes Weihnachtsbäumchen weg; reihenweise stürzten draußen auf dem freien Platz die neugepflanzten Laubbäume. Ein Blitzstrahl zersplitterte den Flaggenmast vor der Station und schleuderte den Steinhaufen an seinem Fuße nach

allen Seiten auseinander. Heuschreckenschwärme zogen stundenlang aus Nordwesten in stärkeren Massen als im Februar über die verwüstete Baliburg und das Dorf.

Wie kommt es, daß Mittel- und Nord-Kamerun Savanne, d. i. Grasland ist?

Die Ursache, daß der größte Teil von Kamerun ein Grasland bildet, ist die Dürre, deren Einfluß trotz des regnerischen Sommers überwiegt. Nur da, wo unterirdisch fließendes Wasser den Pflanzen auch in der Trockenzeit zur Verfügung steht, entwidelt sich ein Wald, der einigermaßen demjenigen des Küstengebietes gleicht. Während im kameruner Hochlande, zwischen Banjo und Ngaumbere, noch viel Laubholz zu finden ist, gedeiht im Norden am Schariflusse und am Tschadsee nur Dorngebüsch. Am Benue kommt hin und wieder gemischter Laub- und Dornenwald vor. Die Ursachen der Dürftigkeit in der Pflanzenwelt Nord-Kameruns liegen vielleicht auch in den niedrigen Nachttemperaturen.



III. Teil.

Groß-Kamerun.

Der Name „Kamerun“.

Kennst du das Land so wunderschön
In seiner Palmen grünem Kranz,
Das Land, wo auf den Felsen-Höh'n
Die Durra reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt:
Es wird Groß-Kamerun genannt.

Man wird sich fragen, woher der Name „Kamerun“ stammt, warum die Kolonie nicht vielmehr „Dualaland“ getauft worden ist. Hat doch Togo seinen Namen nach einem Volkszweige an der Goldküste, und Südwestafrika wurde anfänglich nach seinen Bewohnern „Damara- und Namaqualand“ genannt. Oder ist es mit „Kamerun“ wie mit der Bezeichnung „Angra Pequena“ (Kleine Bucht) für das Lüderikland? Diese Vermutung trifft zu. „Vom Wasser haben wir's gelernt“; die Mündungsbucht des Wuri hat dem Gebiete seinen Namen gegeben. Das „Madiba di Duala“ (Wasser der Duala) wurde von den Portugiesen, die hier zuerst Handel trieben, nach den zeitweise in auffällig großen Mengen im Strandsande auftretenden seltsamen weißen Krabben („camaraos“) die Krabbenbucht genannt. Die Engländer machten daraus „cameroons“, und wir wählten als Bezeichnung für das

Schutzgebiet die Einzahl des erwähnten Tiernamens: „Kamerun“. (Man vergleiche damit „Portugal = portus cale = heißer Hafen; Rio de Janeiro = Januarfluß“).

Kamerun, du große Krabbe, wir freuen uns, daß dein Name einen fetten Bissen anzeigt, den wir noch rechtzeitig im Wettfischen mit England erwischt haben!

Wie Groß-Kamerun erworben wurde.

Wir haben gesehen, daß Deutschland das Seeland, auch „Klein-Kamerun“ genannt, in scharfem Wettstreit mit England erworben hat. Wir sind den Engländern zuvor gekommen. Nun hat ein Küstengebiet allein meist wenig wirtschaftlichen Wert, wenn nicht daran ein großer Landblock hängt, der seine Erzeugnisse zollfrei nach der See hinunterzuschicken vermag. Würde z. B. das Hochland von Kamerun, das doch bereits hinter Tabassi und Edea anfängt, zu England oder Frankreich gehören, so könnten diese die Beförderung der Produkte des Landes, so des Elfenbeins und der Palmkerne, nach „Britisch-Nigeria“ westlich oder nach „Französisch-Kongo“ östlich und südlich ablenken. Unsere Kaufleute in Klein-Kamerun ständen dann mit den Händen in den Hosentaschen müßig da, denn sie hätten wenig zu handeln. An der Grenze unseres Gebietes würden die Fremden für etwaige übergehende Waren einen Zoll erheben, der den dortigen deutschen Handel ertraglos machen könnte. Daher mußte Deutschland nach dem Beispiel anderer Länder eifrigst dahin streben, für Klein-Kamerun eine tüchtige Portion Hinterland zu erwerben. Am besten ist es, wenn man sein Kolonialgebiet so ausdehnt, daß darin größere schiffbare Flüsse zur eigenen Küste gehen; sinds nicht drei, so doch zwei oder wenigstens einer, der dann gleichsam eine Haupt-

schlagader des Landes bildet. Daß der Sanaga eine solche Rolle nicht zu spielen vermag, haben wir schon erkannt; daß es aber der Niger mit seinem gewaltigen Nebenflusse Benue sein kann, fällt sofort in die Augen. Tief unten im Süden eines größeren „Kamerun“ wären der Kongo und sein Nebenfluß Sanga von gleicher Bedeutung. Die Gebiete der Wasserstraßen sind aber leider nicht deutsch geworden. Derartige Erwerbungen erfordern Zeit, Geld, Unternehmungslust einzelner Gesellschaften und — mutige Männer. An letzteren hat es nicht gefehlt. Deutsche Forscher wie Barth, Kohlfs und Nachtigal, führten schon von 1850—1870 wichtige Reisen im heutigen Kamerun aus, jedoch nur oben „im Kopfe“ des Gebietes, am Tschadsee, wohin sie vom Mittelmeer vorgedrungen waren. Es hatte sich auch 1873 eine „Afrika-Gesellschaft“ gebildet, die Forscher mit Geldmitteln unterstützte. Von der Küste, vom Lobagebirge oder von Duala aus, wagte man damals nicht vorzustoßen. Der undurchdringliche Urwald, das tödliche Fieberklima und nicht zum wenigsten die Handelsperre der Küstenneger setzten solchem Vornehmen eine unüberwindliche Schranke entgegen. Dies konnte sich erst ändern, wenn Klein-Kamerun deutsches Schutzgebiet wurde. Aber auf der Wasserstraße des Niger und Benue fuhr 1879 der erste Deutsche, Kaufmann Robert Flegel aus Lagos, auf einem Missionschiffe bis Yola hinauf und unternahm, wieder zurückgekehrt, im Auftrage der „Afrika-Gesellschaft“ 1882 und 1883 eine zweite Reise, die ihn in das heutige Mittellkamerun, zu den Sultanen von Ngaumdere, Kontscha und Gaschaka führte.

Diese Sultane sind verhältnismäßig gebildete muhamedanische Fulla-Fürsten, die kraftvoll über ihre wohl-

gefügt, wenn auch nur kleinen Reiche herrschen. Flegel wurde von ihnen als „Gesandter des mächtigen Sultans von Deutschland“ mit fürstlichen Ehren empfangen; einige sagten ihm zu, alles Elfenbein, das in ihrem Besitze sei oder erworben werden würde, nur an deutsche Kaufleute verkaufen zu wollen, wenn solche in ihre Länder herauftämen.

Bald nach Besitznahme des Küstengebietes, 1885, wurde Flegel zum dritten Male ausgesandt — diesmal von dem neugegründeten „Deutschen Kolonialverein“ —, um am Benue und in den vorher genannten Sultanaten bündige Verträge abzuschließen. Dann sollte ein reger Handel mit dem reichen Adamaua vermittelt deutscher Schiffe einsetzen. Jetzt erklärte England, daß es die Länder am Benue bis Yola hinauf bereits in Schutzherrschaft genommen habe und nur die weitergelegenen Sultanate nicht beanspruchen wolle. Was blieb uns übrig, als uns mit dieser Tatsache abzufinden! Die Erwerbung des Kongo-Sangagebietes hatte man vor der Hand überhaupt nicht ins Auge gefaßt, weil dort an der Küste hauptsächlich Franzosen Handel trieben und somit das Land für ihre Regierung zu sichern bestrebt waren. Jedoch erreichte es Bismarck, daß im selben Jahre 1885 ein Vertrag geschlossen wurde, der allen Nationen freie Schifffahrt auf Niger und Kongo und deren Nebenflüssen gewährleistete. Aber noch stand die Ostgrenze von Großkammerun und somit seine „Tiefe“ nicht fest. Deshalb ging ein Wettlauf in Abschlüssen von Verträgen mit Sultanen und Häuptlingen zwischen Deutschland und Frankreich los; er umfaßt den Zeitraum von 1886—1893. Schon hatten zwei französische Forscher, Mizon und

Maistre, die Herrscher von Lame, Lai, Kunde, Gaza und Bania für Frankreich gewonnen, als es v. Uchtritz noch in letzter Stunde gelang, die Sultanate Ngaumdere, Bubandschida und Marua an Deutschland zu ketten. Weil die Franzosen befürchteten, daß auch der Sultan des großen Reiches Bagirmi sich unter deutschen Schutz stellen werde, so beeilten sie sich, 1894 einen Grenzvertrag mit Deutschland abzuschließen! Da schon ein Jahr früher mit England ungefähr die Grenze zwischen Rio-del-Ken und dem Tschadsee vereinbart worden war, so besaß Kamerun nunmehr eine bestimmte Gestalt, einen dicken Leib mit einem Entenkopf. Wertvoll ist es, daß uns Frankreich den Südostzipfel der Kolonie zugestand, wodurch wir Anschluß an den Sanga und dessen Nebenfluß Dscha erhalten haben.

Welch ein gewaltiges Gebiet ist doch das mit List, Kraft und Mut erworbene Groß-Kamerun! Wie viel Völker und Stämme waren dem Namen nach deutsch geworden, zu denen in manchen Fällen noch nie die Kunde vom weißen Mann gedrungen war! Wie gering war die Kenntnis dieses riesigen Gebietes bei uns in Deutschland! Nun kam die Zeit der Erforschung und tatsächlichen Eroberung der einzelnen Teile der Kolonie; was sich nicht freiwillig unterwarf, wurde mit dem Schwerte in der Hand zur Anerkennung der deutschen Herrschaft gezwungen. So mußte z. B. der „Ngila“ des Butelandes mit Krieg überzogen und seine Stadt Ndumba erstürmt werden; so gab es fortgesetzt Kämpfe wie im Norden so auch im Süden des Landes, dort mit den Fullafürsten, hier mit den menschenfressenden Urwaldstämmen am Njong und Dscha. Gegenwärtig scheint ganz Kamerun

„befriedet“ zu sein. Es ist aber unsere Ehrenpflicht, allezeit dankbar der Männer zu gedenken, die Kraft, Gesundheit und Leben eingesetzt haben, um dem Vaterlande die Gebiete Afrikas zu sichern. Solche Kameruner Helden sind: Flegel, Kund, Tappenbeck, Zintgraff, Morgen, Hutter, Dominik, v. Bülow, v. Stetten, Glauning u. a. m.

Nachdem im Jahre 1908 eine neue Grenzregelung im Osten und Süden der Kolonie vorgenommen worden war, folgte am 4. November 1911 die Erwerbung von Neu-Kamerun. Frankreich trat uns zwei Streifen und zwei Zipfel seines Schutzgebietes „Französisch-Kongo“ für Marokko ab. Dadurch ist Kamerun um etwa 300 000 qkm größer und um 2 Millionen Einwohner reicher geworden, so daß nunmehr „Groß-Kamerun“ seit 1912 fast 800 000 qkm mißt und 4 Millionen Bewohner zählt! (Das alte Kamerun hatte 495 000 qkm mit 2 300 000 Einwohnern.) Durch die Zipfel saugt sich Kamerun in seiner heutigen Gestalt wie ein Blutegel an dem majestätischen Kongo-Strom und seinem gewaltigen Nebenflusse Ubangi fest. Das ganze von Frankreich abgetretene Gebiet hat, von Osten gesehen, die Form eines Gummischuhes mit weit aufgebauschter Fuhrüden-Klappe. Möge Alt-Kamerun als deutscher Fuß gut darin stehen.

Am deutschen Sangazipfel ist leider ein französischer Knopf sitzen geblieben: der Ort Besso. Er ist eine Haupt sammelstelle für Kautschuk und zukünftiger Endpunkt einer Bahn, die von Libreville an der Gabunküste ausgehen soll. Ob dieser Knopf nicht noch sehr den deutschen Fuß drücken und belästigen wird? Die Spitze des Schuhes verheißt nichts Gutes, da sie „Nässe“ zieht, nämlich den größten Teil des Jahres vom Sanga über-

schwemmt wird. Auch der zweite Zipfel, die Sohle des Schuhs, ist vor der Hand wertlos, weil hier wie überhaupt am Ubangi die Schlafkrankheit wüthet, die Tausende dahinrafft. Bedeutenderen Wert besitzt der nördliche Teil der Neu-Erwerbung am Logone; er ist dicht bevölkert und gut angebaut. Hoffentlich entwickelt sich auf dem Kongo, Sanga und Ubangi eine lebhaftere deutsche Schiffahrt und werden die trägen französischen Kautschukgesellschaften aus Neu-Kamerun bald hinausbegleitet werden, um deutscher Tatkraft Platz zu machen.

Von den Missionsgesellschaften.

In Kamerun wirken die Apostel von vier Missionsgesellschaften.*)

Die Baseler Mission hat im Laufe der Jahre bereits 13 Hauptstationen gegründet. Es sind: Duala, Bonaberi und Mangamba im Wurigebiet; Viktoria und Buea im Loba-Gebirge; Bombe am Mungo; Njasosso in den Bakossibergen; Lobetal, Edea und Safebajeme am Sanaga und Bali, Fumban und Bangwa im Graslande. Rund 80 weiße Mitglieder arbeiten auf dem Kameruner Missionsfelde (zur Hälfte Frauen).

Die Baptisten-Mission wirkt in Duala, Bonakwasi, Soppo, Njamtang, Ndogongi, Ndumba und Ngambe. Die beiden letzten, jüngst gegründeten Stationen zeigen an, daß die kleine, aber ungemein rührige Mission ihre Tätigkeit auf das Wute- und Titarland ausgedehnt hat.

Die amerikanische Presbyter-Mission wirkt in Süd-kamerun unter den Bane, Bule und Ngumba in folgenden

*) Im Januar 1914 ist eine fünfte Missionsgesellschaft auf das Kameruner Missionsfeld getreten: die Goknersche Mission, die unter den Bule wirken will.

Orten: Kribi, Groß-Batanga, Lolodorf, Elat, Efulen und Ubueji. Dort sind über 40 Kräfte am Werk.

Die katholische Pallottiner-Mission hat es bereits auch auf 14 Haupt-Stationen gebracht; darunter sind: Duala, Marienberg, Edea, Kribi, Groß-Batanga, Jaunde, Vittoria, Engelberg und Kassa. Etwa 60 Mitglieder, davon je ein Drittel „Väter“, „Brüder“ und „Schwestern“, arbeiten auf dem westafrikanischen Felde.

Die verschiedenen Missionen sind von edlem Wettetifer beseelt; es ist ihnen gelungen, bis 1912 etwa 18 000 Eingeborene für das Christentum zu gewinnen. Sie werden nicht nur aus Deutschland, sondern aus allen Ländern, wo Deutsche wohnen, unterstützt, so besonders aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wie es auf einer Missionsstation aussieht, davon erzählt der Geograph Moisel aus dem Jahre 1907:

„Am 7. November erreichte ich nach zweitägigem Marsche von Soppo aus die der Baseler Mission gehörige Station Bombe am Mungo und wurde hier von Missionar Rothe und seiner Frau freundlichst willkommen geheißen. Die Station liegt, umringt von schönen Bananenhainen, auf der freien Höhe eines Hügels und überrascht durch ihre gefälligen, fest gebauten Gebäude, durch hohe, luftige Räume und gute, praktische Ausstattung. In einem derartigen behaglichen Heim kann man sich wohl und glücklich fühlen. Daß dies bei Familie Rothe insbesondere der Fall war, bewiesen drei reizende Kinderchen im Alter von ein bis drei Jahren, die, wohlgezogen, lediglich den einen Fehler hatten, daß sie dem fremden »Onkel« ihr »Guten Tag« nur in der Dualasprache sagen konnten. Deutsch sollten sie erst später erlernen. — Es ist der Baseler Mission hoch anzurechnen, daß sie ihren Apo-

steln gute Wohnungen baut und ihnen auch für jedes Kind eine namhafte jährliche Unterstützung zuteil werden läßt.“

Wenn die Missionen sich in den Landschaften der Bali, Bamum und Jaunde ausbreiten, so bilden sie eine Mauer gegen die von Norden andringende muhammedanische Religion oder den „Islam“. Mag dort oben in den Adamaua-Gebieten, d. h. in den Sultanaten Gassaka, Kontscha, Tibati, Bubandschida, Marua u. a. der Islam an Ausdehnung gewinnen — wir können es kaum hindern —, die Bantunegerstämme aber wollen wir entschieden für das Christentum gewinnen. Es sind dies etwa 2 Millionen Seelen im Waldgebiet von Kamerun!

In Garua, mitten unter muhammedanischen Negeren und Fulbe, hat die deutsche Regierung kürzlich eine neue Regierungsschule eingerichtet, die mein früherer erster Schüler, der eingeborene Lehrer Karl Steane leitet. Um die in den Islam schon vollständig eingewurzelten Leute nicht zu reizen, darf in dieser Schule kein christlicher Religionsunterricht erteilt werden, und es bekommen die Schüler, etwa 60 an der Zahl, an den muhammedanischen Festtagen frei. Daher sehen die Eltern dem Unterrichte keinen Widerstand entgegen, und es werden so auch dort im Norden von Kamerun junge Leute vorgebildet, die im Verwaltungsdienste hoffentlich ebenso Tüchtiges leisten, wie die Dualajünglinge an der Küste.

Was bekommen wir aus Kamerun?

Das wichtigste Erzeugnis Kameruns ist der Kautschuk. Man gewinnt ihn durch Anzapfen bestimmter Ge-

wächse, besonders der wildwachsenden Lianen und der Kikziabäume.

Eine niedliche Geschichte, wie ein Deutscher noch vor der Besitzergreifung, etwa 1880, in Kamerun Kautschuk entdeckt, erzählt Falkenhorst in dem Büchlein: „Der Baumtöter“. Nach dieser Erzählung haben sich zwei Deutsche im Bakwirilande bei Vittoria niedergelassen, wo sie eine Pflanzung anlegen. Es erscheint auf der „Waldburg“ ein Geschwisterpaar, Ekoe und Mundinde, das Schutz vor seinen Verfolgern sucht und findet. An der Stelle der Plantage hatte früher ein Bakwiridorf gelegen, das aber durch Leute aus Buea zerstört worden war. Von seinen Einwohnern war nur ein Elternpaar mit den beiden Kindern Ekoe und Mundinde übrig geblieben, das sich rachesinnend höher im Lobagebirge angesiedelt hatte. Buea-Jünglinge bewarben sich vergebens um die schöne Mundinde; als ein Mann, der „Leopard“, das Mädchen mit Gewalt zu seinem Weibe machen wollte, floh es mit dem Bruder zu den Weißen. Aus Dankbarkeit zeigt Mundinde dem jüngeren Deutschen wildwachsende Kautschuklianen, und beide sammeln 100 gurtengroße Kautschukstücke ein, die nach Hamburg zur Prüfung gesandt und hier als vorzügliche Sorte begutachtet werden. Der Weiße legt nun in Mapanja eine Faktorei an und läßt von den Eingeborenen den kostbaren Lianensaft in Mengen sammeln. Die Bakwiri verlangen für ihre Harzware hauptsächlich Pulver; da sie solches nicht erhalten, hört das Kautschuksammeln auf, und Kuhl, der junge Deutsche, kehrt zur Kakao-Kultur zurück.

Daß es in den Urwäldern Süd-Kameruns große, geschlossene Kikziabestände gibt, ist erst vor wenigen Jah-

ren festgestellt worden. Die Kautschuk-Ausfuhr der Kolonie ist von 1 Million Mark im Jahre 1900 auf 10 Millionen im Jahre 1910 (11 Millionen im Jahre 1911) gestiegen. Ein Teil dieser aus Kamerun ausgeführten Kautschukmasse kam aus den angrenzenden Teilen Französisch-Kongos und des spanischen Rio-Muni-Gebietes. Da nun kautschukreiche Teile des französischen Gebietes 1911 deutsch geworden sind, so wird sich die Ausfuhr des kostbaren Baumharzes noch heben. Freilich ist 1913 ein großer Preissturz im Kautschukhandel eingetreten, der aber voraussichtlich nicht zu lange anhalten wird.

Leider wird das wichtige Süd-Kameruner Erzeugnis zum größten Teile durch Raubbau gewonnen, und alle Versuche, eine vernünftige Gewinnung herbeizuführen, sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Es steht demnach eine Erschöpfung der Vorräte an wildwachsenden Kautschukbäumen bevor. Weil aber dieses Baumharz dauernd eine große Bedeutung hat — man denke nur an die Herstellung von Gummireifen für Automobile und Fahrräder, an die Fabrikation von Schläuchen für Kabel und Feuerspritzen —, so bauen jetzt die deutschen Pflanzungsgesellschaften in Kamerun verschiedene Kautschukgewächse an. Bis zum Jahre 1910 waren etwa 10 000 Bäume ertragsfähig; bald werden es 100 000 sein. Boden und Klima am Lobagebirge sagen den Gummibäumen ganz besonders zu.

Bekannt ist uns schon, daß am Küsten-Gebirge Kameruns auch Kakaó in größerem Umfange angebaut wird. Es sind bereits über 2 000 000 Kakaobäumchen ertragsfähig, und die Pflanzungen konnten 1912 mehr als für 4 Millionen Mark Kakaó ausführen.

Wir wollen hoffen, daß unser Kamerun bald so viel Kakaopulver liefert, wie wir in Deutschland verbrauchen; in dieser Hinsicht kann uns Spanien ein Vorbild sein, das nach wenigen Jahren so weit sein wird, seinen gesamten Kakaobedarf aus seiner Kolonie Fernando = Poo zu decken.

Den Kaffee-Anbau hat man in Kamerun fast völlig aufgegeben, weil einesteils dort Käfer die Bäumchen verwüsten und andernteils gegen die Billigkeit der Gewinnung in Brasilien nicht angekämpft werden kann.

Für die Zukunft hofft man in Bamum, am Benue und am Tschadsee Baumwolle in größeren Feldern anpflanzen zu können. Wohlgelungene Anfänge sind bereits gemacht worden. Auch der Tabakbau kommt allmählich in Kamerun zu Ehren. Es ist einem Pflanzler im Jahre 1911 gelungen, 100 Zentner besten Deckblatt-Tabaks zu erzeugen und für das Pfund 4,50 Mark zu erhalten.

An Palmkernen und Palmöl, Produkten der Ölpalme, führt Kamerun jährlich für 4—5 Millionen Mark, an Elfenbein, also tierischem Produkt, für rund 1 Million Mark aus.

Die Gesamtausfuhr der Kolonie hat sich von 6 Millionen Mark im Jahre 1900 auf 20 Millionen Mark im Jahre 1910 und 22 Millionen Mark im Jahre 1912 gesteigert. Die Einfuhr belief sich 1912 auf 30 Millionen Mark.

Demgemäß steigen auch die Einnahmen der deutschen Regierung in Kamerun, und es kann nicht mehr lange dauern, daß das Gouvernement in der Lage sein wird, ohne Beihilfe des Mutterlandes auszukommen. Vor-

läufig erfordert die Verwaltung der Kolonie noch einen jährlichen Zuschuß des Reiches von 4 Millionen Mark. Unausgeseht wird aber an der Hebung der Landeskultur gearbeitet, nicht nur in pflanzlicher Hinsicht, sondern auch durch Anlage von Viehzuchtstationen, um die minderwertige Viehrasse der Urwaldstämme zu veredeln. Ist man doch bereits zur Einrichtung landwirtschaftlicher Schulen für die Eingeborenen geschritten! Und wenn erst Eisenbahnen das Land durchschneiden, wird es aufblühen, wird aus dem Aschenbrödel eine Prinzessin werden.

Wie man die Eingeborenen im Zaum hält.

Die Verwaltung.

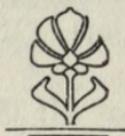
Um das große Ländergebiet Kamerun beherrschen zu können, hat es die deutsche Regierung in 28 Bezirke eingeteilt. Davon stoßen an die Küste: Rio-del-Rey, Viktoria, Buea, Duala, Edea und Kribi; gleich dahinter folgen: Ossidinge, Johann-Albrechtshöhe, Dschang, Bare, Jabassi und Ebolowa; zum Urwaldgebiete gehören noch: Lomie, Dume und Zukaduma; im Graslande liegen: Bamenda, Banjo und Jaunde; den Norden der Kolonie nehmen ein: Garua (Adamaua) und Mora (Tschadgebiet). Wichtigere Verwaltungsstationen Neu-Kameruns sind: Djem, Ngara-Binsam, Itelemba, Mambere und Nola.

Während „Adamaua“ die Größe einer Provinz hat, sind die anderen Landesteile mehr einem Regierungsbezirk in Preußen zu vergleichen. An der Spitze der wichtigeren Gebiete stehen Bezirksamtänner oder Bezirksleiter; vorläufig weniger wichtige Bezirke werden von „Militär-Stationsvorstehern“ verwaltet. Die Stationen, häufig zu Trutzburgen ausgebaut, dienen den Polizeitruppen als

Wohnung; stolz weht auf ihnen, wie an der Küste, so im fernsten Kusséri, die deutsche Flagge. Aber auch eingeborene Häuptlinge und Sultane lassen über ihren „Palästen“ die Farben „Schwarz=weiß=rot“ flattern und beweisen so, daß sie willige Untertanen des deutschen Kaisers sind. Die Schutztruppe von Kamerun beträgt etwa 1700 Mann; davon sind 170 Deutsche. An Postanstalten gab es 1913 bereits 46, darunter 24 mit Telegraphenbetrieb und 22 mit Orts=Fernsprechnetz. Es bereitet den Negern höchste Freude, telephonieren zu können. Meist schreibt man derartige Einrichtungen wie den Fernsprecher der Zauberkraft der Weißen zu.

Der Stellvertreter des Kaisers in der Regierung Kameruns (wie jeder Kolonie) ist ein Gouverneur. Er besitzt landesherrliche Rechte, z. B. das Bestätigungsrecht bei Todesurteilen über Eingeborene.

Als Gouverneure sind in Kamerun tätig gewesen: Freiherr v. Soden (1885—1891), v. Zimmerer (1891 bis 1895), v. Puttkamer (1895—1907), Dr. Seitz (1907 bis 1910) und Dr. Gleim (1910—1912); seit Januar 1912 lenkt Legationsrat Dr. Ebermaier die Geschäfte der Kolonie.



Schulbilder aus Kamerun.

Zwei schwarze Lehrer.

Aus der Menge der Eingeborenen, die ich in Kamerun kennen gelernt habe, ragen zwei Persönlichkeiten durch ihre höheren geistigen Eigenschaften besonders hervor; es sind Mbene und Steane. Richard Mbene war im Jahre 1893 als fünfzehnjähriger Knabe von Hauptmann Fischer nach Berlin gebracht und der Baptisten-Mission zur Ausbildung übergeben worden. Nach vollendetem Kursus auf dem Seminar für Stadtschullehrer in Berlin wurde der begabte Jüngling 1897 nach Kamerun zurückgesandt, um dort an der Missionschule in Bonamuti tätig zu sein und ankommende Missionare in die Dualasprache einzuführen. Er erfüllte seine Aufgabe voll und ganz. Sein vorzüglicher Charakter offenbart sich in folgendem Schreiben, das er kurz vor seinem Tode an einen weißen Missionar gerichtet hat:

„Wunderbare Wege hat mich der Herr in den letzten Jahren geführt. Es ging durch Nacht und Sturm, über Berg und Tal, auf Stromwellen an Klippen und Felsen vorbei — der Heimat zu. Bald ist sie erreicht. Sie haben es getroffen, wenn Sie vermutet haben, daß ich in meiner Tätigkeit mich wohlfühle. Was bliebe mir denn auch, wenn ich nicht einmal die innere Freudigkeit zu meiner Arbeit hätte! Es ist vieles aus dem Wege geräumt, was mir meine Aufgaben so sehr erschwerte.

Mehr brüderliche Liebe untereinander, mehr gegenseitiges Vertrauen, weniger Mangel an persönlicher Demut vor Gott und den Menschen. So Gott will, komme ich im Frühjahr nach Soppo zur Missionschule. Vor Jahres- schluß wurden dreißig Seelen, darunter meine Braut und meine Schwester, getauft. Möge der Herr den Duala- Gemeinden Männer an die Spitze geben, die vom Geiste Gottes geleitet, tüchtig seien, Christi Kreuzschar zu führen. Über die Ausdehnung des Werkes in und um Berlin war ich einfach erstaunt. Ich dachte an ein Gespräch, das ich hier mit einem Regierungsbeamten hatte: „Zu Hause verschwindet das Christentum, und hier werden immer mehr Christen.“

Richard Mbene hat ein jähes Ende gefunden: Er ist am 27. Februar 1907 auf der Überfahrt über den Kamerunfluß mit noch fünf anderen Eingeborenen er- trunken. Seinen Leichnam hat man nicht aufgefunden. Ein kluger, hochstrebender, mit seinen Schwächen ringen- der Vertreter des Dualastammes! Ein hartes, unerbitt- liches Schicksal, das ihn getroffen hat!

Karl Steane war der tüchtigste und geweckteste Schüler der Schule zu Viktoria. Etwa 18 Jahre alt, ziemlich fließend englisch sprechend, überzeugter Baptista, von ernstem Streben erfüllt, überragte er alle andern 40 Schulgenossen. Wie schnell Steane in die deutsche Sprache eindrang, beweist ein Brief, den er nach halb- jährigem Unterricht an seine Freunde geschrieben hat.

Viktoria, den 12. Februar.

Unser lieben Freunde!

Wir lieben und lernte gern der deutsche Sprache. Unser Lehrer ist bei uns Art. Wir sind ihn alle gefallen.

Jetzt können wir wenig zum Schreiben, zum Lesen, Wischen Rechnen, auch einige Geschäfte aus der Bibel. Wie unser Herrn Jesu geboren und Leben war. Unser Eltern freute sich an das sehr das wir solches eine gute und fromme Lehrer haben. Wenn Er mit breites Herz nicht gelehrt, würden wir nicht so weit können. Grüße Sie Euren folgen Lehrer biete. Um Gottes willen werden wir nach Deutschland kommen und euch besuche. Sollten wir nicht werden wie Kindern von einem Lehrer, und lieben einander? Mit herzlichen Gruß zum Schluß. R. St.

Steane wurde vom Gouvernement nach Berlin zur Ausbildung als Lehrer geschickt. Seine Fortschritte im Deutschen zeigt der Inhalt einer Postkarte.

Berlin den 6. Oktober 1902.

Sehr geehrter Herr Sembrizki!

Es tat mir sehr leid, daß ich Freitag Nachmittag nicht zu Hause war; denn oft schon fragte ich vergeblich nach Ihnen. Ihrer freundlichen Einladung werde ich leider vorläufig nicht folgen können, da ich die Rechnungen, die wir in dem letzten halben Jahre durchgenommen haben, noch einmal durchrechnen will. Sollte es Ihnen im Laufe der Schulzeit nicht unpassend sein, so bin ich bereit, dies nachzuholen. Ich habe mich sehr gefreut; denn es ist immer mein Verlangen gewesen, etwas von Ihnen zu hören. Viele Grüße bis dahin.

Hochachtungsvoll

Ihr Karl Steane.

Von Garua aus *) schreibt er:

Garua, den 30. September 1907.

Geehrter Herr S.

Herzlichen Dank für die schöne Ansichtskarte. Sie hat mir große Freude bereitet. Eingeschlossen übersende ich Ihnen die gewünschte Photographie und bedaure gleichzeitig, daß ich augenblicklich keine besitze, worauf ich allein bin. — Wie Sie vielleicht schon erfahren haben, weile ich seit dem 29. August 1906 in der Residentur Garua und habe hier im Auftrage des Gouvernements eine deutsche Regierungsschule eröffnet. Dieselbe begann am 9. Oktober mit 9 Schülern. Bis Ende November zählte sie 70 Schüler. Die Zahl wurde jedoch auf 45 herabgesetzt, da die meisten der Kinder das Schuljahr bereits überschritten hatten und nicht weiter kommen konnten. Im September 07 fand die Schlußprüfung statt, der der Resident, ein Hauptmann, ein Oberleutnant, ein Zahlmeister und noch drei Europäer beiwohnten. Von 35 Schülern sind 20 in die erste Klasse versetzt.

Ich lerne jetzt eifrig die Fulasprache und die arabische Schrift. Eine Füllagrammatik wäre sehr nötig

Ich schließe mit den besten Grüßen an Sie.

Ihr ehemaliger Schüler
R. St.

Garua, den 14. Mai 1908.

Obwohl ich bis jetzt noch keine Nachricht von Ihnen bekommen habe, nehme ich an, daß Sie sich mit meinem Vorschlage, eine Grammatik der Fulasprache herauszu-

*) S. S. 137.

geben, einverstanden erklären. Ich sende Ihnen anbei meine erste Ausarbeitung; das systematische Wörterverzeichnis folgt nach. Das Werk kann vorläufig noch nicht als vollständig betrachtet werden; jetzt kommt es vielmehr darauf an, daß man einen Leitfaden in der Hand hat. Hoffentlich werden wir der Kolonie fernerhin mit Werken dienen können, z. B. mit einer Grammatik der Bornusprache. Die Arbeit macht mir immer doppelt Freude, wenn ich daran denke, daß ich der deutschen Regierung meine Dankbarkeit am besten darbringe, wenn ich fleißig und gewissenhaft schaffe. Nur eins tut mir leid, und das ist, daß ich nicht die deutsche Sprache eher gelernt habe. Viele Erklärungen werden Sie wahrscheinlich umändern müssen, damit sie recht verstanden werden.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr ehemaliger Schüler
R. St.

Garua, den 15. Februar 1909.

Lieber Herr Sembriski!

Für die beiden Karten und den lieben Brief bitte ich Sie, meinen verbindlichsten Dank anzunehmen. Auch danke ich Ihnen herzlich für die Bearbeitung der Grammatik.*) Ich darf mich wenigstens beruhigen, daß die Arbeit Verwendung gefunden hat, und kann weiter getrost arbeiten. Mit Märchensammeln habe ich auch schon angefangen; auf Bitte des Herrn Residenten St. habe ich demselben alle bis jetzt gesammelten Märchen gegeben.

Nun habe ich Ihnen eine sehr traurige Mitteilung zu machen. Inzwischen hat der Tod in meinem näheren Ver-

*) „Kleine Fula-Grammatik“. Band VII des Archivs für das Studium deutscher Kolonialsprachen.

wandtenkreise ganz gewaltig aufgeräumt. Nicht weniger als acht Verwandte starben, darunter ein Bruder, der Ihr Abendschüler gewesen ist. Ich suche nach Möglichkeit die trüben Gedanken durch Arbeit zu verscheuchen, bin aber körperlich sehr mitgenommen. Es ist mir ein tief zu Herzen gehender Schlag, wenn ich daran denke, daß ich meiner geliebten Großmutter und Mutter die letzte Ehre nicht erweisen konnte. Sie können sich wohl leicht die Wirkung dieses schweren Schicksalschlages vorstellen; doch das sind alles Gotteswerke, die jeder geduldig tragen muß. Sie haben vollständig recht, wenn Sie in Ihrem Briefe schreiben: „Viel Bitteres und Schweres hat man zu ertragen; das Leben ist ein harter Kampf.“

Die Residentur gedenkt in allernächster Zeit einige Schüler als Schreiber anzustellen. Ein paar sind ausgewählt, die vormittags die Schule besuchen und des Abends zum Einüben in das Büro gehen. Mir wäre es aber lieber gewesen, wenn die Kinder wenigstens 4 Jahre die Schule besuchen könnten. Es ist ein neues Haus mit zwei Schullokalen zugebaut worden; es ist aber kein massives, da dieses erst nach Eintreffen des Gouverneurs bestimmt werden soll. Das Eintreffen desselben wird im September oder Oktober erwartet.

Möge Gott Sie körperlich und geistig reichlich segnen!
Seien Sie hundertmal begrüßt von

Ihrem früheren Schüler
R. St.

Es ist zu beachten, daß Richard Mbene ein Duala war, während Karl Steane Abkömmling der nach Victoria eingewanderten Fernando-Poo-Leute ist.

Weihnachtsfeier in der Regierungsschule zu Bonamandone. (Duala).

(Nach den Aufzeichnungen des ersten Leiters der Duala-
schule, Th. Christaller.)

Endlich war er da, der Vorabend des Festes, der 24. Dezember 1892. Zwar manches, was nach deutschen Begriffen zum Weihnachtsfeste gehört, fehlte. Kein Schnee, kein Winter, keine Sonnenwende. Im Garten blühten Ananas und Bananen; reife Melonen gabs in Hülle und Fülle. Der Fluß war fast zu warm zum Baden, und nach den heißen Tagen — bis 28 Grad Réaumur im Schatten — lagen die Neger im Mondschein vor ihren Hütten. Die Nacht war nicht länger und nicht kürzer als sonst. Um 6 Uhr Tag, um 6 Uhr Nacht, so geht's ja am Äquator das ganze Jahr hindurch. Aber einen Tannenbaum hatten wir doch, und wenn man den ansah, so dachte man sich Eis und Schnee, gefrorene Fenster und gemütlich lange Winterabende dazu. Ein echter war es freilich nicht. Bei der 4—6 Wochen langen Reise wären auch der schönsten Schwarzwaldtanne die Nadeln abgefallen, und in Afrika wächst ja nichts Derartiges. Aber schön war er doch und hatte noch überdies den Vorzug, daß man ihn wie einen Regenschirm zuklappen konnte: Ein Gestell aus Draht mit gefärbten Vogelfedern, reich behangen mit Glaskugeln und bunten kleinen Spiegeln. Man brauchte nur ein wenig kurzfristig zu sein, so hielt man ihn für einen echten.

Die Sonne war untergegangen, und alles, was der Feier anwohnen wollte, war vor dem Hause versammelt:

Die beinahe hundertköpfige Schülerschar, König Bell mit einem Gefolge von zwanzig Mann, der Gouverneur mit einigen Beamten, etliche deutsche und englische Kaufleute. Ein Zeichen mit der Schulglocke, und herein strömt's in den Saal, der noch nie eine so große, ansehnliche Versammlung gesehen hatte. Um den im hellen Lichterglanz strahlenden Baum stellen sich die Schüler im Halbkreis auf, nach vorne eine Öffnung lassend, und singen dreistimmig mit ihrem Lehrer, der den Gesang auf dem Harmonium begleitet: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Wie rührend klingt dieses deutsche Lied aus dem Munde der Neerjungen!

Dann sagt ein kleiner Knabe den Spruch Mich. 5 auf: „Du Bethlehem Ephrata usw.“, worauf vierstimmig gesungen wird: „Tröstet, tröstet mein Volk“, ebenfalls deutsch. An die Jesaiaweissagung von dem Reis aus Davids Stamm, die von mehreren Schülern zugleich vorgetragen wird, schließt sich das Lied: „Es ist eine Ros' entsprungen“, von dreistimmigem Schülerchor gesungen. Nun wird das Weihnachts-Evangelium zuerst von jüngeren Schülern auf Duala, dann von älteren auf Deutsch in kleineren Abschnitten vorgetragen. Den Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe“ sprechen alle miteinander, und dann singen sie: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit.“

Vor dem Christbaum steht des Lehrers Stolz, sein „Bethlehem“, an dem er schon seit mehreren Tagen gearbeitet hat. Es ist eine aus Lehm, Sand und Moos gebaute Felsenlandschaft, die Gegend bei Bethlehem vorstellend. Links, als eine Grotte auf halber Höhe des Felsens, der Stall mit Maria, Joseph und dem Kind, vor



Schüler an Bord S. M. S. „Kaiser“. Vittoria, Januar 1914.

STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ

welchem ein Hirt und eine Hirtin knieen, die Krippe, Ochs und Esel ein dabei. Von dort herunter führt eine Staffel, ein Weg und eine Brücke zu einer Wiese und einem See, in den vom Felsen und unter der Brücke hindurch ein Bächlein fließt. Alles von Lichtern erhellt, und im Stall sogar ein geheimnisvoll erleuchtetes Fenster, durch das man gerade aufs Jesuskind sieht! Der Lehrer tritt hinzu und erklärt den Schülern das Landschaftsbild und die Weihnachtsgeschichte. Dann singen Kinder und Erwachsene zusammen: „Hallelujah, denn uns ist heut“, und endlich die Schüler allein dreistimmig das von mir (Christaller) ins Duala übertragene Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Der Lehrer setzt sich ans Harmonium; seine junge Frau greift zur Geige, und mit heller Stimme singen die Kleinen: „Bulu ba pi, ba bosangi!“ (Stille Nacht, heilige Nacht!)

Nun durften die Schüler näher treten und ihre Geschenke, die unter dem Baum ausgebreitet waren, in Empfang nehmen. Da war, vom Gouverneur gestiftet, allerlei Eßbares; dazu Preise für die besten Schüler: Hefte, Federn, Gummibälle, Bilder, und für die zehn ersten starke Taschenmesser, ein unschätzbares Gut für einen schwarzen Knaben. Weil sie aber in ihrer Nacktheit nicht über Taschen verfügen, waren Ringe angebracht und Schnüre durchgezogen, und so trugen sie das Kleinod um den Hals wie ein Schmuckstück.

Dankend verabschiedeten sich, nachdem die Schüler entlassen waren, die europäischen Gäste, von denen man nachher einige Engländer sagen hörte, sie seien in der Erwartung gekommen, sich zu langweilen, hätten aber einen so schönen Abend verlebt, wie schon lange nicht mehr. Die

schwarzen Gäste aber konnten sich lange nicht von dem schönen Bethlehem trennen. Das kleine Wasserwerk erregte ihre besondere Bewunderung. Da sie nicht begriffen, woher das Wasser kam und wohin es abfloß, schienen sie den Lehrer für einen Hexenmeister zu halten. Immer wieder fragten sie, ob er es wirklich selbst gemacht habe. König Bell aber, der wie immer halb nackt erschienen war, stand davor und rief einmal ums andere ganz verwundert: „Ue ue! Bakala ba ben dibie gita bwambi!“ d. h. „Ach! ach! die Weißen sind doch gar zu gescheit!“

Die erste Kaisergeburtstagsfeier in der Regierungsschule zu Viktoria. 1898.

Endlich ist der sehnlichst erwartete Tag herbeigekommen. Um 8 Uhr morgens versammeln sich die Schüler, in saubere Singlets (Baumwollhemden) und neue bunte Hüfttücher oder auch in ganze Kaki-Anzüge gekleidet, im geräumigen Schulzimmer. Wie strahlt die Freude aus ihren Angesichtern! Wie harmonieren die schwarze Körperfarbe und das reine Weiß der unverfälschten Tracht! Über vierzig kamerunische Neu-Preußen „schweben uns schwarz und weiß voran“. An den sieben Fenstern des Raumes sind Vorhänge angebracht, die Wände mit Palmengrün und reichem Flaggenschmuck bekleidet und auch die rings um das Schulhaus laufende Veranda mit herrlichsten, fünf bis sechs Meter langen Palmenwedeln würdig und einladend zuge richtet. Alles sieht so festlich, so eigenartig schön aus. Die Pultwand ziert ein Kaiserbild, das der eingeborene Baptistenprediger der Regierungsschule für den Festtag freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Auf den hellen Ruf der Glocke finden sich zahlreiche erwachsene christliche Schwarze mit ihren Frauen ein; schließlich werden einige reservierte Plätze von den geladenen in und um Viktoria wohnenden Weißen besetzt.

Der Bezirksamtmann (Boeder*) und sein Sekretär, der Polizeimeister, die Beamten des Botanischen Gartens, Pflanzler von den Plantagen, Missionare, deutsche und englische Kaufleute, sie alle nehmen an der neuartigen Veranstaltung teil.

Die Feier verläuft nach folgendem Programm:

1. Gesang der Kinder und Gäste: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. (An der Schultafel angeschrieben.)
2. Psalmverlesung und Gebet.
3. Gesang: Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret.
4. Gedicht: Gott, du schenkst aufs neue wieder. (Schüler Burnley.)
5. Festrede und Kaiserhoch.
6. Gesang: Heil dir im Siegerkranz.
7. Gedicht: Heil dir im Siegestranz, strahlend im Ruhmesglanz. (Schüler Robert Steane.)
8. Gedicht: Auch kleine Knaben bringen schon ihr Sprüchlein vor des Kaisers Thron. (Schüler Haddison.)
9. Gedicht: „Klein bin ich noch, hab' keinen Bart“ (Schüler Wilson.)
10. Gedicht: Gruß an Kaiser Wilhelm.** (Schüler Karl Steane.)

*) Bezirksamtmann Boeder wurde 1910 auf Ponape (Karolinen) ermordet.

***) Siehe Sembrizzi, „Kolonialgedicht- und Liederbuch“. Deutscher Kolonialverlag Meinede, Berlin. Preis 1,50 M.

Ich bin ein Bub aus Kamerun,
Der deutschen Kolonie,
Fürst Bismarck hatte viel zu tun,
Bis er erworben sie.

Der Kaiser baute Schulen bald,
Die Freude droh ist groß;
Denn lernen will hier jung und alt,
Und kräftig geht's jetzt los.

Ob wir auch schwarz, wir fühlen warm.
Der Kaiser ist uns gut;
Drum weihen wir ihm Herz und Arm
Und unser heißes Blut.

Herr Wilhelm, Kaiser zu Berlin,
Bist unserm Herzen nah.
Dein Glück mög leuchten, wachsen, blühn!
Hurra, Viktoria!

11. Das schönste Land hienieden, es ist mein Vaterland.
(Schüler Ngombe.)
12. Gesang: Ich hab mich ergeben.
13. Gesang der Gäste und Schüler: Lobe den Herren, der
deinen Stand sichtbar gesegnet.

Weißer und Schwarzer sind ob der herzlichen Freude
der Schüler zu Tränen gerührt und versichern mich ihres
steten Interesses für die Schule.

Am Nachmittag findet in der englischen Faktorei,
die ausreichende Räume bietet, eine Nachfeier statt. Die

Kinder werden mit Naschwerk beschenkt. Jünglinge und Jungfrauen führen ein englisches Theaterstück auf und tragen Gedichte vor; darauf „tanzen“ sie nach den Klängen einer Harmonika.

Draußen wogt viel Volk aus Stadt und Dorf die Mango-Allee auf und ab; man ergötzt sich an den Possen vermummter, gruselig aufgeputzter Kroneger, die auf gefährlich hohen Stelzen kühne Sprünge ausführen; eine Schar von Mädchen, in seltsame Gewänder aus Schlingpflanzen und Gras gehüllt, trägt durch Aufführung eines Reigens zur Erhöhung der Freude bei.

Vor Anbruch der Dämmerung ordnet sich die schwarze Jugend, Fähnchen und Ampeln tragend, zu einem Huldigungszuge nach dem Hause des Amtmannes. Bis in den späten Abend hinein feiert Schwarz und Weiß des Kaisers Geburtstag bei Festgesang und Trommelschall. Und hell strahlt am Himmel das südliche Kreuz.

Kameruns Schicksal im Weltkriege.

Der Fall der Hauptstadt.

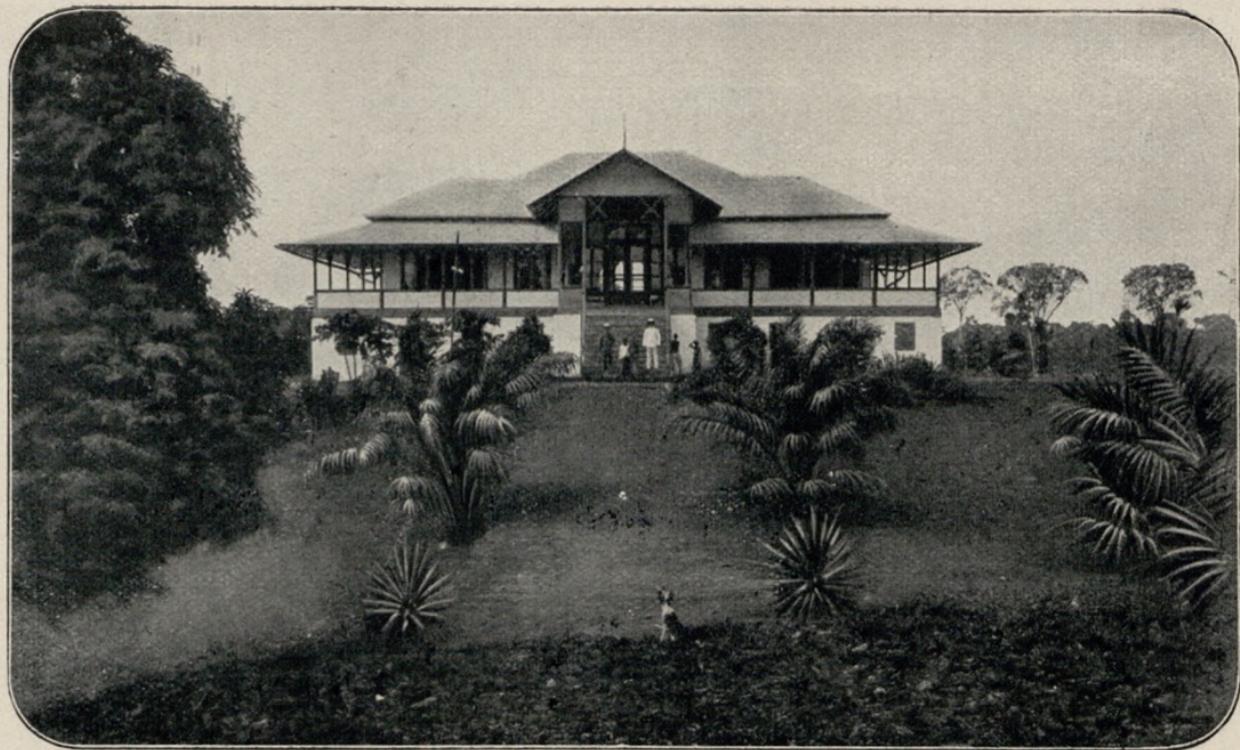
Immer höher steigt die Entwicklung Deutschlands und seiner Kolonien. Für Kamerun eröffnen sich nach Vollendung der Eisenbahn zum Njong die besten Aussichten. Da ziehen furchtbare Wetterwolken über Europa herauf, und am 31. Juli 1914 zuckt der zündende Blitz zur Erde. Schon am 1. August langt die Kunde vom Ausbruch des Krieges Deutschlands mit Rußland und Frankreich in Duala an und fliegt mit Windeseile auf dem Telegraphennez durch das ganze Schutzgebiet. An einen Kolonialkrieg denkt man hier, tausend Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, im Vertrauen auf Sinn und Geist der Kongo-Akte*) noch nicht; aber wie soll Kamerun, auch ohne Hineinbeziehung in blutige, rassenschändende Kämpfe, eine voraussichtlich lange Kriegsdauer überstehen, wenn es keine Zufuhr vom Mutterlande erhält! Tiefe

*) Die Kongoakte vom 26. Februar 1885 legt den Garantemächten, also auch England und Frankreich, die Verpflichtung auf, darauf Verzicht zu leisten, ihre Feindseligkeiten auf die durch die Akte neutralisierten Gebiete zu erstrecken oder dieselben als Basis für kriegerische Operationen zu benutzen. Noch im Jahre 1903 hat die britische Regierung unter Berufung auf die Kongoakte gegen die Verletzung derselben durch den Kongostaat protestiert.

Empörung bemächtigt sich der Gemüter, als am 5. August auch die Kriegserklärung Englands bekannt wird und es sich ergibt, daß die Engländer bei Monrovia das Kabel Emden-Kamerun zerstört haben! Indem nun ernstlich befürchtet werden muß, das perfide Albion wolle den europäischen Völkerzwist, ohne sich an Verträge zu halten, auch auf die deutschen Kolonien übertragen, trifft man alsbald Vorkehrungen zum Schutze und zur Verproviantierung des Landes. Das Gouvernement, von Buea nach Duala verlegt, erläßt Verordnungen über die Beschlagnahme von Lebensmitteln in den Faktoreien und die Vernichtung von Eingeborenen-Getränken, über Errichtung von Proviantämtern, über Ausgabe von Schatzscheinen und Einberufung der Schutztruppen-Reserven. Auf der Fußplatte werden von der 300 Mann starken Schutztruppe Dualas Schützengräben ausgehoben und dort auch die Geschütze — vier alte Salutkanonen — verschanzt. Selbst die Zivilbevölkerung baut allerorten Unterstände. Zahlreiche Woermannsdampfer, die sich zur Zeit an der Westküste Afrikas befinden, suchen Schutz im Hafen von Duala. Keiner derselben darf mehr hinausfahren. Das letzte Schiff, das am 23. Juli Kamerun verlassen hatte, wird gewarnt, nimmt auf der Höhe von Liberia Kurs nach Südamerika und trifft später glücklich in Rio-de-Janeiro ein. Am Eingang zum Dualahaff versenkt man drei ältere Woermannsdampfer, um die Fahrtrinne zu sperren, und verändert auch die Stellung der schwimmenden Bojen. Am 8. August wird der Dualahäuptling Rudolf Bell wegen versuchten Landesverrats gehenkt; viele seiner heidnischen „Untertanen“, die ein böses Gewissen haben, fliehen in das Innere. Am selbigen Tage erläßt der Gouverneur eine Bekanntmachung an die

Eingeborenen, in der er unter anderem sagt: „Die Engländer sind neidisch auf uns, weil wir tüchtiger und fleißiger sind als sie, daher wollen sie uns heimtückisch vernichten; aber wir werden alle Feinde besiegen. Ihr Völker Kameruns, steht alle treu zu den Deutschen, so werdet ihr später erkennen, daß ihr klug gehandelt habt!“ Bulu, Faunde und Bamum erbieten sich, den Deutschen zu helfen; doch muß man ihren Beistand (etwa 20 000 Mann!) ablehnen, da es an Waffen und Munition fehlt. Man hat eben einen Angriffskrieg von außen für völlig abgeschlossen gehalten. Aus den Schulen Dualas laufen die meisten Schüler angsterfüllt davon, so daß der Unterricht aufhören muß. Zwar meldet die Funkentelegraphie über Kamina im Togogebiet täglich herrliche Siege des Mutterlandes, aber gleichzeitig treffen aus Togo auch Nachrichten über das dortige Vordringen der Engländer und Franzosen ein. Am 25. August sprengen die Verteidiger Togos ihren Funkenturm, und nun steht Kamerun vereinsamt da. Doch werden häufig Nachrichten, die für britische und französische Kriegsschiffe und Kolonien bestimmt sind, von der Funkenstation mit angehört; so auch die bald als solche erkannten Lügen über große Erfolge der Franzosen und Russen.

Schnell wird das Unglaubliche Ereignis: Am 5. September treffen zwei britische Kriegsschiffe vor Viktoria ein und beschießen den wehrlosen Ort, besonders seine Kakao-Trockenanlagen. Nun naht die Gefahr der Hauptstadt Kameruns. Schon am 6. September erscheinen die Feinde am Eingang zum Dualahaff und bombardieren die Halbinsel Suelaba, weil sie dort deutsche Festungsgeschütze vermuten. Am 11. September wagt sich das Kanonenboot



Haus des Bezirksamtmanns in Kribi, das von den englischen Kriegsschiffen zusammengeschoßen wurde.

STADT
BÜCHEREI
GLEIWITZ

„Dwarf“, um die Sperre herumfahrend, bis ganz nahe an die Stadt heran, wird aber von den deutschen Salutkanonen beschädigt in die Flucht getrieben. Nach Eintreffen riesiger Verstärkungen und Sprengung der Schiffshindernisse nähert sich der Feind mit einem schwerbestückten Fluktkreuzer abermals dem Hauptorte. Am 25. September mittags fordern die Engländer den deutschen Gouverneur auf, die ganze Kolonie Kamerun bedingungslos zu übergeben, widrigenfalls um 4 Uhr mit der Beschießung Dualas begonnen werden würde. Der Gouverneur gibt die treffliche Antwort: „Wenn ihr Kamerun haben wollt, so kommt und holt es euch!“ Aber erst am nächsten Morgen um 6 Uhr eröffnen die britischen Kolonialbarbaren das Feuer, freilich ohne aus der Entfernung von 5000 Metern bedeutendere Treffer zu erzielen. Nach innigem Gebete in den Kapellen verbergen sich die christlichen Eingeborenen in den Unterständen. Leider gelingt es dem Feinde, mit Hilfe verräterischer Duala-Heiden in den Dibambu-Kriek einzudringen und dort 1000 schwarze Senegalwilde zu landen, die den Verteidigern Dualas in den Rücken fallen wollen. Nun zieht sich die deutsche Regierung mit der Besatzung auf Edea zurück; im Orte bleibt nur die kleine „Europäer-Abteilung“, um die notwendig werdende Übergabe zu vollziehen. Am folgenden Morgen, als die Beschießung weiter vor sich geht, sprengen die Zurückgebliebenen den Funkenturm und hissen am Wasserturm die weiße Fahne. Duala ergibt sich; ein weiteres Halten der Stadt würde nutzlose Zerstörung und bei der Eroberung ein Gemetzel an Frauen und Kindern zur Folge haben. Der 27. September, ein Sonntag, wird Dualas Unglückstag.

Um 5 Uhr abends kommen die Engländer an Land, hissen auf der Fohplatte die englische Flagge und begrüßen hinzueilende Duala-Berräter als ihre Freunde, die sie vom „deutschen Joch“ erlösen wollen. Während die „Kulturbringer“ am nächsten Morgen unter Hissung der französischen Flagge Tausende (an 15 000) von schwarzen Truppen landen, finden sich auch alle geflohenen Duala wieder ein; mit Hohn- und Jubelgeschrei kommen sie über den Wurifluß gefahren und stehlen, was nicht niet- und nagelfest ist, ohne an diesem ersten Tage von den Engländern daran gehindert zu werden. Auch britische Offiziere und Kaufleute beteiligen sich an der Plünderung der deutschen Faktoreien und erbrechen sogar Geldschränke. Auf der Basler Missionsstation erbeuten sie nach langer Schrank-Knackerei 25 Mark! Nun hätte nach zivilisierten Begriffen mit der Eroberung Frieden in die bekümmerte Hauptstadt einkehren können. Aber weit gefehlt! Vielmehr gehen die weißen Räuber jetzt an die Entfernung sämtlicher Deutschen aus Kamerun; unter Gejohle und Gespött der Duala werden in den nächsten Tagen Männer, Frauen und Kinder auf kleine Dampfer zusammengepfercht und nach Lagos abtransportiert. Ihre Behandlung auf der Reise dorthin spottet jeder Beschreibung; so versteigt sich z. B. ein englischer Offizier bei der Bitte eines „Gefangenen“ um einen reinen Trinkeimer zu folgender Äußerung: „Es ist einerlei, ob die deutschen Schweine Wasser haben oder nicht.“ Reisbrei, als einzige Nahrung, müssen die Hungernden nach Negerart mit den Fingern essen. Von Lagos führt man sie nach England ins Konzentrationslager. „Die christlichen Duala aber weinen und wehklagen ob der schmählichen Gefangennahme ihrer Priester“, so

schreibt ein schwarzer Lehrer an seinen Vater von der Ballotiner-Mission, in deren Niederlassung sich die Franzosen breit machen.

Schandvolles Treiben der Feinde an andern Orten.

Nach der „Eroberung“ Dualas richteten die Engländer ihr Augenmerk auf Sabassi. Begünstigt durch hohen Wasserstand, fahren sie mit Kanonenbooten den Wuri hinauf und beschießen am 7. Oktober den offenen Ort. Nach der Landung von 1500 schwarzen Soldaten entspinnt sich ein heftiges Gefecht, in dem die Angreifer von der 300 Mann starken deutschen Schutztruppe zurückgeschlagen werden. Tags darauf wird die Beschießung von Sabassi mit verdoppelter Anstrengung fortgesetzt, und nun zieht sich das Häuflein der Verteidiger ins Innere zurück. Die „Eroberer“ plündern nicht nur die Regierungsgebäude, sondern auch sämtliche Geschäfte deutscher Firmen und die Basler Missionsstation.

Mit 700 Mann rückt dann der Feind auf Njamtang hin. Über die an diesem Ort von den Räubern begangenen Schandtaten erzählt der Baptistenmissionar Wolff, ein Amerikaner, folgendes: „Es war am 6. November, als während des Mittagessens einer unserer Böglinge uns meldete, daß englische Soldaten sich auf dem Missionshofe umherschlichen. Wir begaben uns alle auf die vordere Veranda. Sofort legten einige Eindringlinge die Gewehre auf uns an, andere zertrten und stießen uns die Treppe hinunter und zwangen uns, ohne Kopfbedeckung in den glühenden Strahlen der Mittagssonne zu stehen und zu-

zusehen, wie verschiedene Soldaten durch die Zimmer gingen und alles Greifbare an Geld, Uhren und andern Wert- sachen in ihre Rucksäcke wandern ließen. Als bald darauf ein englischer Oberst erschien und ich mein Befremden dar- über äußerte, daß Engländer eine Missionsstation in solcher Weise überfallen, sowie mich über die schmachvolle Behand- lung beschwerte, erhielt ich zur Antwort: „Krieg ist Krieg.“ Auf unsern Hinweis, daß wir amerikanische Bürger seien, erwiderte er, daß er strenge Weisung habe, alle Weißen ohne Ausnahme gefangen zu nehmen. Die Frage, was denn aus dem Missionseigentum werden würde, erledigte er durch die zynische Antwort, daß der Missionsbesitz demselben Schicksal verfallen werde, welches Kircheneigen- tum beim Einzug der Deutschen in Frankreich getroffen habe. Am nächsten Morgen wurden wir nach Sabassi abgeführt; unser Zug war wohl $1\frac{1}{2}$ km lang. Vor und hinter uns, soweit wir auf dem schmalen Wege blicken konnten, Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren, da- zwischen auf den Schultern von Trägern Feldgeschütze und Maschinengewehre. Und das alles, um einige Missionare und eine Frau, die friedlich auf ihrer Station waren, fortzuholen! Schon unterwegs und später in Duala drängten mich englische Offiziere, doch etwas über „deutsche Grausamkeiten“ niederzuschreiben; dann würde ich aus der Gefangenschaft entlassen. Da ich es nicht konnte, be- schuldigte man mich der Begünstigung der deutschen Regierung und des Neutralitätsbruches, und ich mußte als Gefangener unter schamloser Behandlung nach Eng- land mit.“

In der Folgezeit versuchen verräterische Duala viel- fach mit Erfolg, die nächsten Urwaldstämme gegen die

dort wohnenden Deutschen, hauptsächlich Missionare, aufzumiegeln. Die Engländer bestärken sie darin und setzen Preise auf die Ergreifung ihrer weißen „Brüder“ aus, 50 Mark auf den Kopf. Auch zahlen sie Prämien, wenn abgehackte rechte Arme gemordeter deutscher Schutztruppen-Farbiger eingeliefert werden. Heidnische Busch-Duala überfallen jetzt auch Arbeiter anderer Stämme, die bei der deutschen Regierung gearbeitet haben und morden sie in bestialischer Weise. Welch ein Greuel englisch-christlicher Anstiftung! Um den lauernnden Häschern zu entgehen, begeben sich die Missionare von Ndogongi freiwillig in englische Gefangenschaft; einer derselben erzählt: „Das Weihnachtssfest 1914 werde ich nie vergessen. Am 24. Dezember fand ich in der Nähe unserer Station einen mit Buschmessern ermordeten deutschen eingeborenen Soldaten und einen ebenso fürchterlich zugerichteten Schüler, der wohl aus dreißig, zum Teil furchtbaren Wunden blutete und in den letzten Minuten seines Lebens noch mit mir in kurzen deutschen Sätzen sprach. Alle anderen Schüler unserer Station waren schon vor einigen Tagen davongelaufen, da ihnen von Engländerfreunden verraten worden war, ihre eigenen deutschen Lehrer würden sie alle auf einmal töten. Am dritten Feiertag verließen wir trauernd die Stätte unserer gesegneten Wirksamkeit.“

Nun zieht sich der Krieg auch nach Südkamerun, in das eigentliche Gebiet der Kongo-Akte, hin. Am 13. Oktober erscheinen französische Kriegsschiffe vor Kribi und beschießen den offenen Ort. Ein gleiches Schicksal trifft in den folgenden Tagen Plantation und Longji; doch wagt der Feind hier keine Truppen zu landen. Vom Njong rücken die Franzosen auf Edea vor. Die deutsche Regierung

verlegt ihren Sitz nach Saunde. Zur Unterstützung der Senegalhorden fahren am 26. Oktober die Engländer mit neun Kanonenbooten den Sanaga hinauf, plündern die Missionsstationen von Lobetal und Marienberg, besetzen Edea, rauben auch hier Häuser und Kirchen aus und schicken alle Deutschen, fast nur Missionare und Schwestern, ins Sammellager nach Duala. Als willkommene Beute fallen ihnen die Viehherden der Missionen in die Hände. Die deutsche Schutztruppe zieht sich nach Zerstörung der jüngst vollendeten Eisenbahnbrücken vor der Übermacht des Feindes hinter den Kele (Nebenfluß des Njong) zurück. Am 1. November wird Groß-Batanga beschossen; ein Landungstrupp zerstört hier Post und Telegraphenamt.

Am 13. November ergibt sich Viktoria. Als bald rückt der Feind mit 3000 Mann ins Gebirge hinauf und besetzt Buea, wo er mit Erstaunen feststellt, daß der Regierungssitz weder Befestigungswerke aufweist noch Widerstand leistet; auch hier hat sich unsere Schutztruppen-Abteilung von 200 Mann ins Innere zurückgezogen. Die „Gefangenen“ von Viktoria, Einsiedeln, Buea und Soppo, hauptsächlich Missionare und Pflanzer, werden nebst 350 anderen Deutschen auf der „Appam“ nach Liverpool abtransportiert. Nunmehr sind die blühenden Pflanzungen am Lobagebirge der Verwahrlosung und Plünderung ausgesetzt; die in den Monaten August bis November eingebrachte sowie die im Dezember und Januar einzubringende, noch an den Bäumen hängende Kakaoernte im Werte von über 3 Millionen Mark wird von den Engländern mit Beschlag belegt und später nach England abgeführt.

Ende November besetzen die Franzosen Longji und Plantation und rücken mit 600 Senegalesen auf Kribi.

Von der Land- und Seeseite angegriffen, muß sich der Ort am 1. Dezember ergeben. Auch hier haufen die Eroberer als Wilde und verüben Greuel an Kirchen und deren Heiligtümern. Die Deutschen Krabis fliehen teils ins Innere, teils nach Spanisch-Muni. Um nicht unter Nahrungsmangel zu leiden, schaffen die Franzosen die Eingeborenen der Batangaküste nach Duala und Viktoria; was nicht mit Will, wird wie Wild gejagt und eingefangen oder niedergemacht. So ist der Feind Herr der Küste Kameruns geworden, über die er, ihrer doch noch unsicher, die Blockade verhängt.

Auch im Nordwesten, Norden und Osten der Kolonie suchen die Kolonialbarbaren einzudringen. Am Großfluß erleiden die Engländer eine schmachvolle Niederlage, wobei sie alle ihre dortigen Offiziere verlieren. Ein Angriff auf Garua am Venue kostet sie an 400 Tote und Verwundete. Im Mandaragebiet gelingt es ihnen, Mora zu besetzen; indessen hält die deutsche Mora-Kompanie den befestigten Moraberg und bleibt Herr der Lage. Im Osten zieht sich die Schutztruppe vor den aus dem französischen Kongo anrückenden Feinden auf die Stationen Alt-Kameruns (Lomie, Dume und Bertua) zurück und gebietet den Eindringlingen Halt. Die Binnenstämme stehen treu zu Deutschland.

Heldenkampf und Ende.

Im neuanbrechenden Jahre 1915 geht unsere Schutztruppe wieder tapfer vor und verjagt die Franzosen aus Gdea und Kribi, die Engländer aus Dschang und Sabassi. Ein französisches Kolonialblatt vom März 1915 gesteht:

„Die Eroberung Kameruns ist infolge eines in diesem Maße unerwarteten Widerstandes schwierig geworden.“ Wie eine gewaltige Schutzmauer dehnt sich zwischen der Küste und dem Graslande von Saunde der Urwald aus und schützt die deutschen Kulturpioniere und christlichen Glaubensboten nebst den 40 000 eingeborenen Christen Südkameruns vor den weißen, gelben und schwarzen Räubern. Mit verdoppeltem Eifer setzen hier die Missionare ihre Arbeit fort und stellen sich in den Dienst der Regierung und Schutztruppe. Sie fertigen Zigarren aus Sanagatabak, Seife aus Palmöl, Sohlen aus Schildleder der Bute, jagen Elefanten und füllen deren Fett in Dosen, backen Brot aus Maismehl, halten Schule und versorgen die Aussätzigen.

Voll Vertrauen auf die Zukunft errichtet die Gofnersche Mission im Juni ihre erste Station in Semini (Gofnershöhe) im Bule-Gebiet. Überall verteidigt die Schutztruppe unter größten Entbehrungen und willig gebrachten Opfern Inner-Kamerun; wenn die Munition ausreicht, hofft sie, trotz des Mangels an Arzneimitteln und Ausrüstungsgegenständen, sich bis zum europäischen Frieden halten zu können. Doch der heldenhafte Widerstand läßt die Feinde am Ausgange der Regenzeit 1915 ihre Angriffs-wut verdoppeln. Engländer und Franzosen überschwemmen das Tschadgebiet, erobern am 11. Juni Garua und rücken am 21. Juni in Ngaumdere ein; am 16. August wird Gaschaka besetzt, wo die Schutztruppenabteilung den Briten viel zu schaffen gemacht hat. Erst Ende Oktober kann der Feind in Banjo und Anfang November in das letzte Sultanat Tibati einrücken. Auch von Bamenda und Bamum müssen sich unsere Helden zurückziehen und die

dortigen blühenden Regierungs- und Missions-Stationen den Engländern preisgeben. Die Schutztruppen konzentrieren sich auf Joko und dann wegen des Vorrückens der Franzosen im Südosten (Vertua, Lomie und Dumestation) auf den Regierungsort Faunde. Die Missionare von Ngambe und Ndumba ziehen sich mit zurück oder — bleiben treu am Platze und geraten in englische Gefangenschaft. Neue indische Regimenter und Senegalhorden landen an der Südküste der bedrängten Kolonie, um den deutschen Verteidigern den Weg nach Spanisch-Muni zu verlegen. Nach schweren Kämpfen nähern sich die Räuberscharen Faunde. Von allen Himmelsrichtungen angegriffen, wird der Regierungssitz aufgegeben; Gouvernement und Schutztruppe marschieren auf Eholowa. Am 1. Januar 1916 stehen die vereinigten Scharen der Feinde, an 30 000 Mann, im Herzen Kameruns! Den indischen „Tigern“ gelingt es nicht, die im Januar weiter nach Spanisch-Muni abziehenden Deutschen abzuschneiden. Bis Ende Februar treten in das spanische Gebiet an 15 000 Mann hinüber; mit den 2000 Mann Schutztruppen sind Tausende aus Faunde und Bule, Frauen und Kinder, mitgezogen, um der Rache der grausamen Feindeshorden zu entgehen. Spanien empfängt die Helden Kameruns mit offenen Freundesarmen.

Hunger und Krankheit zwingen im Februar 1916 die letzten Verteidiger der Kolonie auf dem Moraberge, sich den Engländern zu ergeben.

In Kamerun ist in entsetzlichem Maße in Erfüllung gegangen, wovor ein besonnener englischer Politiker sein Land zu Beginn des Krieges gewarnt hat: „Wir verwandeln das Kulturwerk in Afrika in ein weites Chaos

von Ruchlosigkeit; wir bringen unser „Christentum“ den afrikanischen Heiden und zeigen uns selbst barbarischer, blinder und hartherziger als die zurückgebliebensten Völker Afrikas, die zu regieren wir auszogen.“

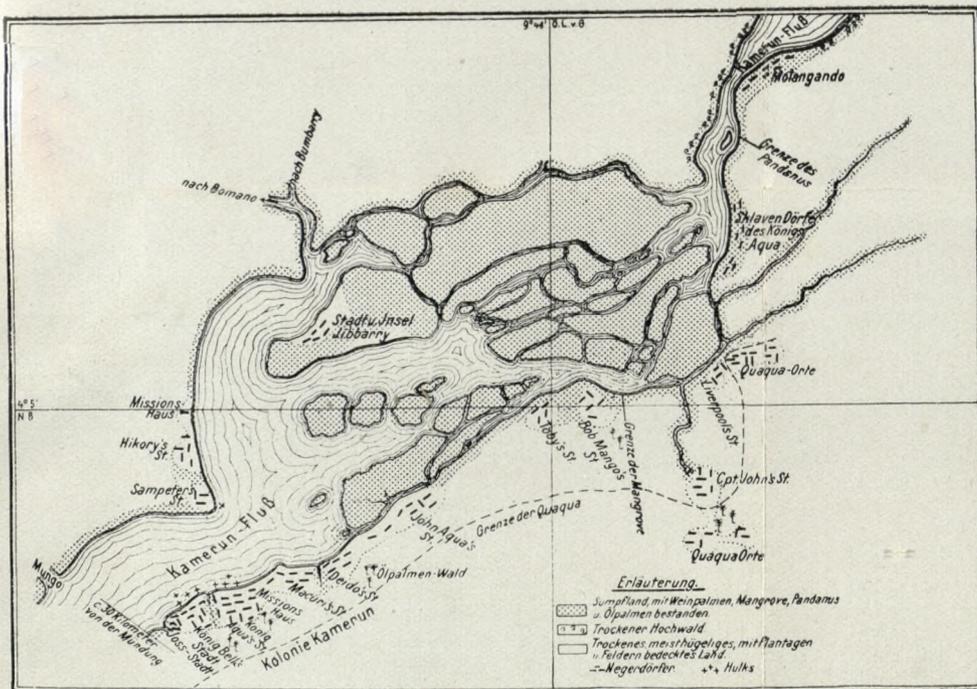
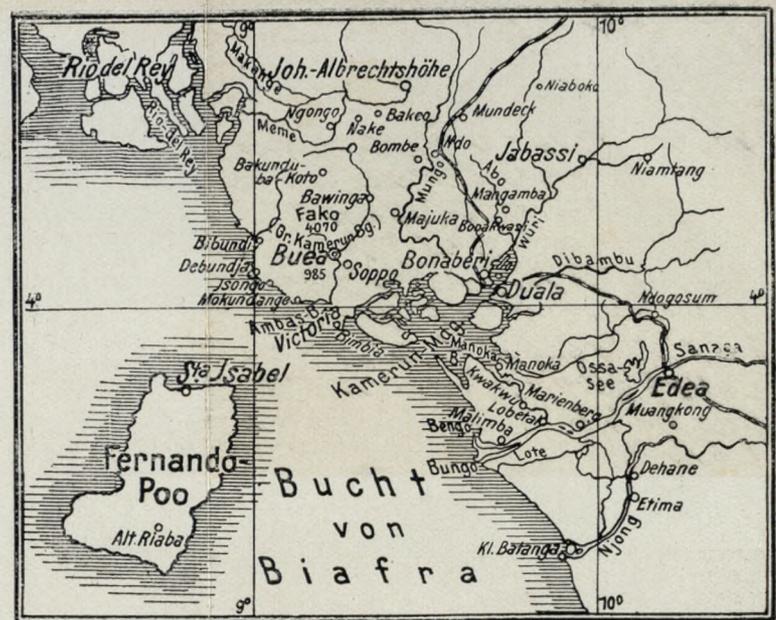
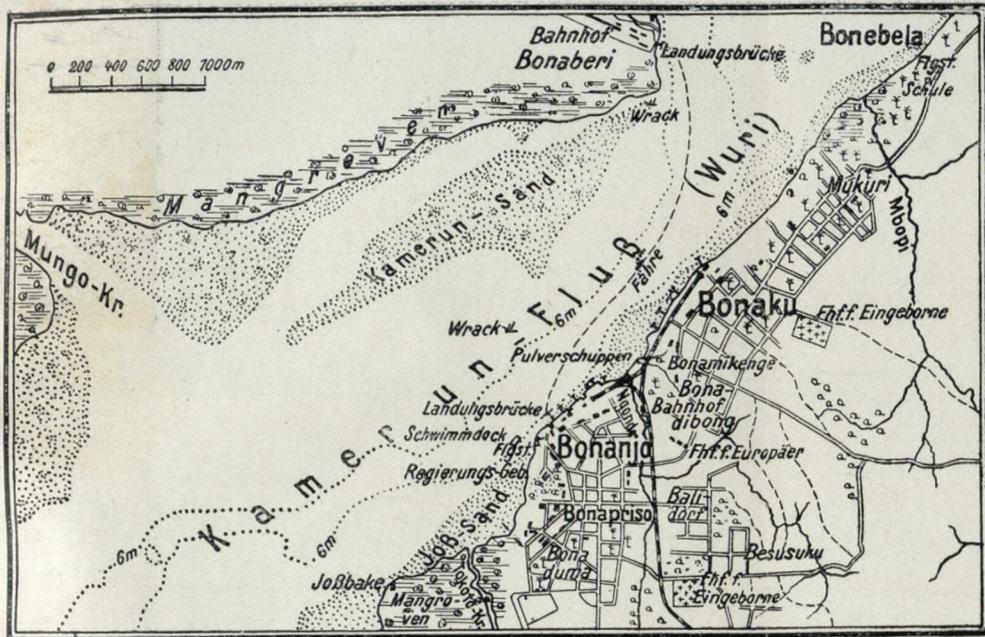
Leider hat der unglückliche Ausgang des Krieges das geliebte Kamerunkind nicht wieder an unser Herz zurückkehren lassen, obwohl fast alle Stämme, sogar die Duala, den Wunsch ausgesprochen haben, bei Deutschland zu bleiben. Brutale Gewalt und unersättliche Habgier, daneben Furcht vor deutscher Aufklärung, triumphieren über die Gerechtigkeit. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker wird mit Füßen getreten. Brite und Franzose teilen sich in den Raub: Viktoria und sein Hinterland kommen an England, Duala und das Ostgebiet an Frankreich. Deutschland verliert an Kamerun ein ungeheures Quellgebiet des Wohlstandes, ein fruchtbares Missions- und Kolonisationsgebiet und ein Paradies an Tropenschönheit. Es bleibt dem geläuterten Völkerwillen anheimgestellt, der deutschen Mutter die ureigene, liebevoll gehegte und gepflegte Tochter in nicht zu ferner Zeit wiederzugeben.



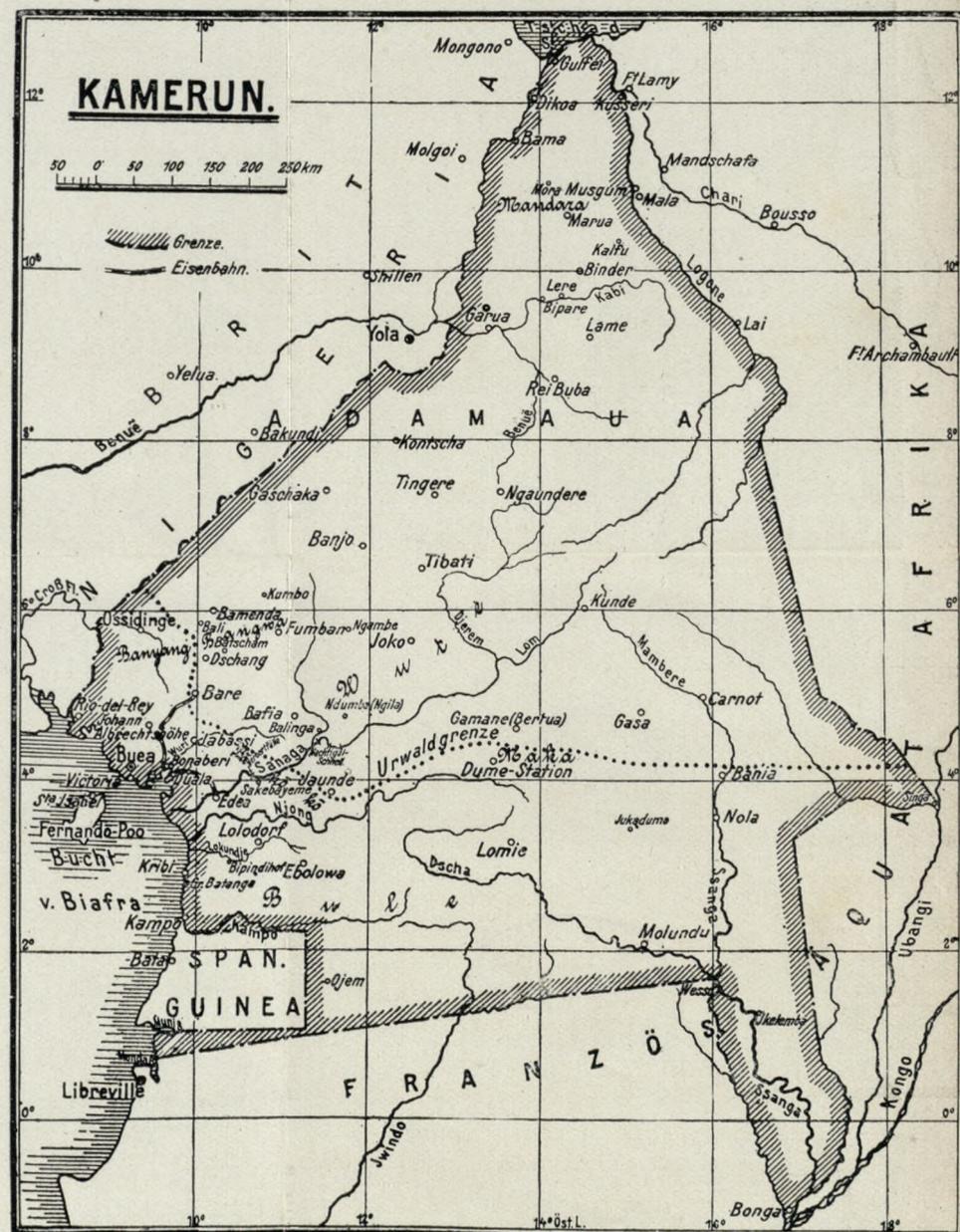


**STADT-
BÜCHEREI
GLEIWITZ**

GEOGRAFIE
BIBLIOTHEK
V. N.



Der Kameunfluß (Wuri). Nach Lühdor und Reichenow 1873.

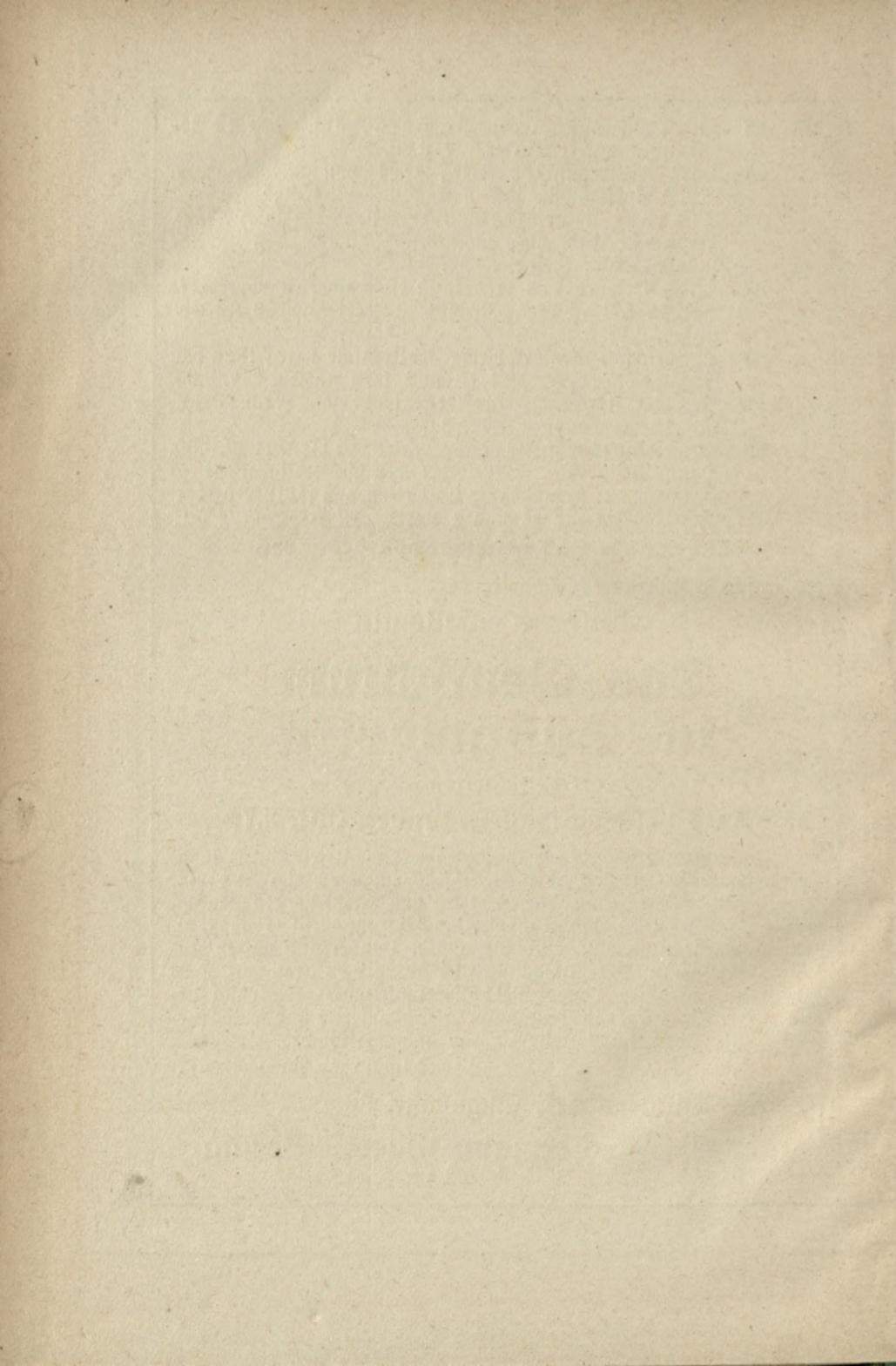


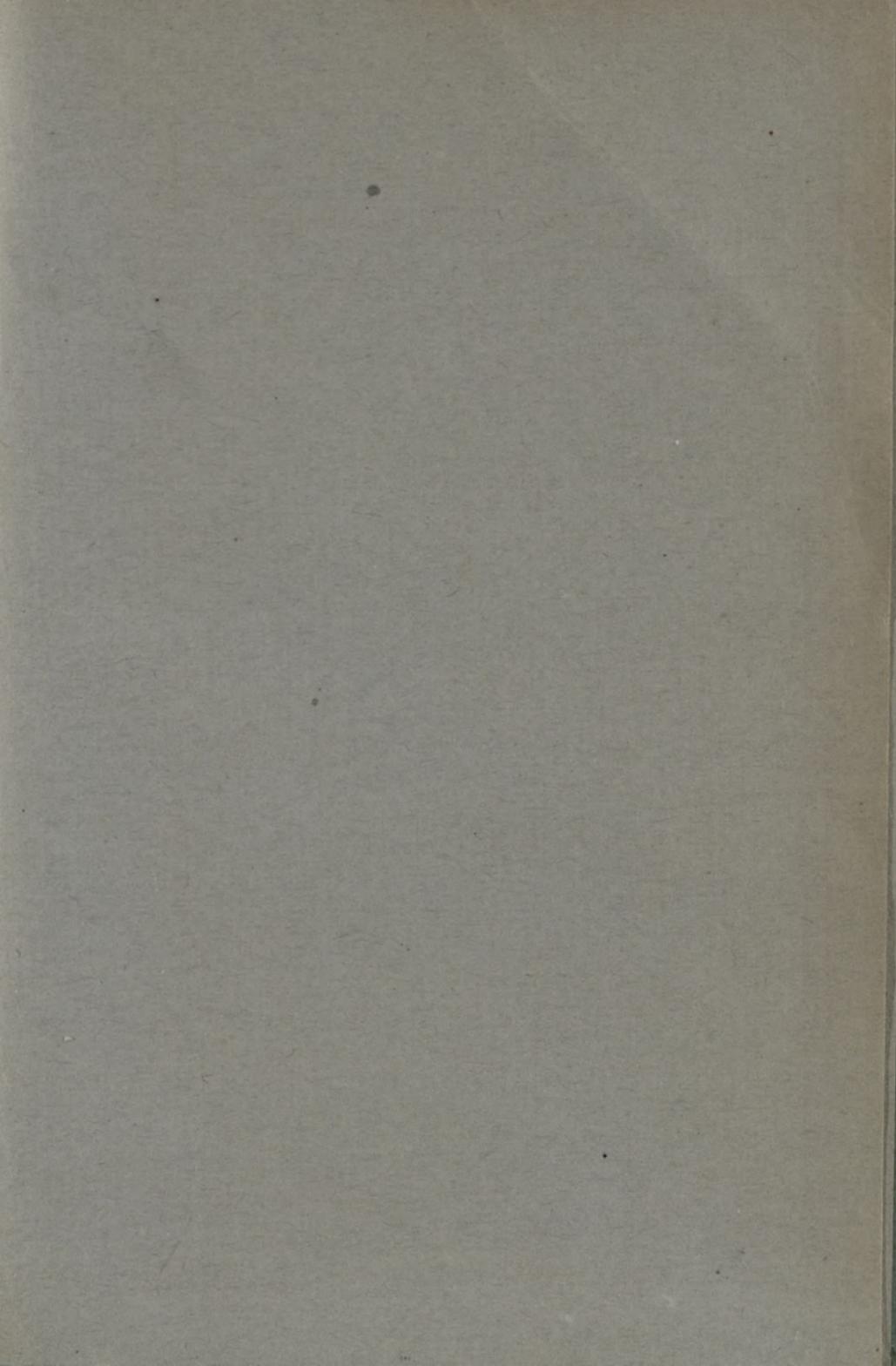


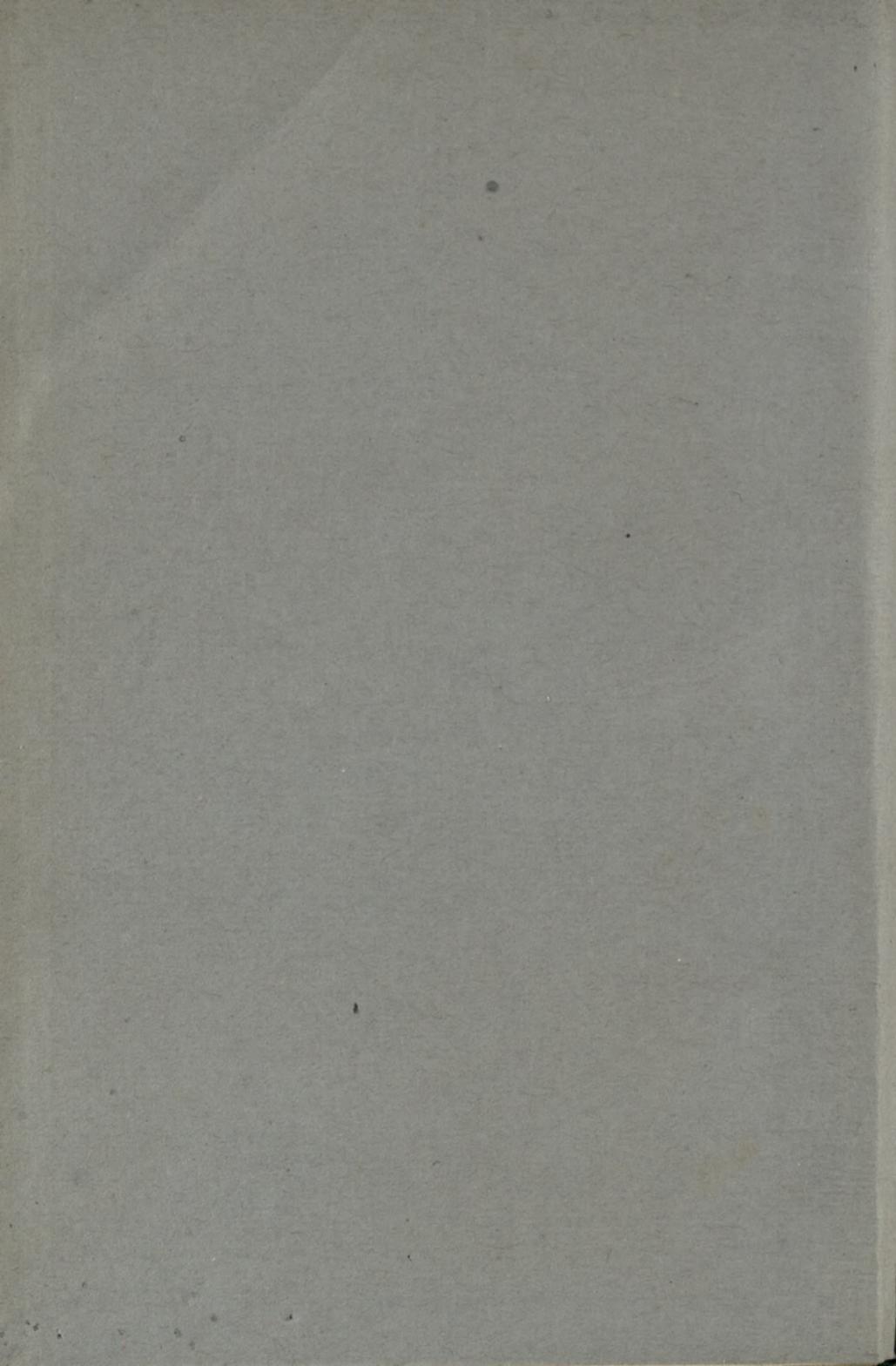
**Bisher gelangten zur Ausgabe folgende Bände der
Sammlung belehrender
Unterhaltungsschriften**

begründet und herausgegeben von **Hans Bollmer**

- Bd. 1 Samoa, die Perle der Südsee von Otto E. Ehlers. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 2 Im Osten Asiens von Otto E. Ehlers. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 3/4 Der deutsch-französl. Krieg 1870/71 von H. Bollmer. 2 Bände. Mit 18 Abbildungen und 10 Karten. Je M. 3.60.
- " 5/6 Die Befreiungskriege 1813—15 von W. Capelle. 2 Bände. Mit 14 Abbild. und 10 Karten. Je M. 3.60.
- " 7/8 Im Sattel durch Indo-China von Otto E. Ehlers. 2 Bände. Mit 18 Abbildungen und 1 Karte. Je M. 3.60.
- " 9 Der Deutsche Ritterorden von W. Holzgraefe. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. M. 3.60.
- " 10 Südwestafrika von Karl Dove. Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 11 Aus Deutschlands Urzeit von G. Biedenkapp. Mit 3 Tafeln und 1 Titelbild. M. 3.60.
- " 12 Streifzüge durchs Thüringer Land von Aug. Trinius. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. M. 3.60.
- " 13 Friedr. Ludw. Jahn von Wolfg. Meyer. Mit 1 Titelbild. M. 3.60.
- " 14/15 Die Kriege Friedrichs des Großen von Herm. Meyer. 2 Bände. Mit 5 Karten. Je M. 3.60.
- " 16 Japan und die Japaner von Graf H. von Koenigsmarck. Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 17 Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben von Reinh. v. Werner. Mit 1 Titelbild. M. 3.60.
- " 18 Nach Martinique von Gg Wegener. Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 19 Marokko von Siegf. Genthe. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 20 Siebenbürgen von Luz Korodi. Mit 14 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.
- " 21 Die Entstehung der Erde von R. Wilh. Meyer. Mit 2 Abbildungen. M. 3.60.
- " 22 Weltkatastrophen von R. Wilh. Meyer M. 3.60.
- " 23 Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland von R. Fuchs. Mit 16 Abbildungen M. 3.60.
- " 24 Der Kampf um Südwestafrika von Fr. Henkel. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte. M. 3.60.







17. 11. 28. Skt. Vnitn 47.-55.

4689